Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **14 (1936-1937)**

Heft 7

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XIV. Jahrgang, Heft 7 — Dezember 1936
Preis der Einzelnummer Fr. —.50 Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1
VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

FACIT.

Wenn einer zweiunddreißig Nummern des „Zürcher Student" redigiert hat und alsdann die Würden und Bürden dieses Amtes mit einem lachenden und einem weinenden Auge auf seinen Nachfolger überträgt, hat er wohl das Recht — und vielleicht sogar die Anstandspflicht — sich von seiner ebenso geschätzten wie — gottlob — kritischen Lesergemeinde mit einigen Worten zu verabschieden. Wohl darf der „Zürcher Student" nie Leib- und Privatblatt seines jeweiligen Redaktors sein, weshalb denn auch ein Gedeihen und ein gutes Ansehen unserer Zeitschrift nicht so sehr dem jeweiligen Redaktor als der Zürcher Studentenschaft als Gesamtheit gebucht werden muß. Und doch könnte ein Redaktor dem seiner Obsorge anvertrauten „Zürcher Student" — und damit wieder der ganzen Studentenschaft — schweren Schaden zufügen, wollte er nicht unablässig bestrebt sein, seines Amtes mit jenem nie erlahmenden Ernst und jenem Pflichtbewußtsein zu walten, die für jeden eine Selbstverständlichkeit sein muß, den das Vertrauen seiner Kommilitonen auf verantwortungsvollen Posten gestellt hat.

Man kann die Tätigkeit eines Schriftleiters wohl nach zwei Gesichtspunkten werten: Einmal und vor allem nach der Qualität des unter seiner Leitung Gedruckten und dann, als Zusatz zu dieser „absoluten" Komponente, unter Berücksichtigung all der vielen und nicht unwichtigen Nebenumstände, mit denen eine Redaktion des „Zürcher Student" verbunden ist. Die zweite Wertung dürfte auf jeden Fall jene sein, bei der der Redaktor besser abschneidet!

Ein Redaktor ist nach der ersten Nummer ein verlorener Mann, wenn er sich nicht hart an einige klare Grundsätze hält, nach denen er ein Organ leiten will, das allen Studenten zu freier Meinungsäußerung offen stehen muß und das niemals Exponent einer ganz bestimmten Gruppe oder Richtung werden darf. Da gehörte es denn zum Beispiel seit einem Jahrzehnt zu den eisernen Grundsätzen unserer Redaktoren, keine fachwissenschaftlichen Aufsätze, keine Seminararbeiten, zu drukken. Ich ließ es mir in den ersten Monaten meiner Redaktionstätigkeit auch keine geringe Mühe kosten, den „Zürcher Student" aus einem damals fast ausschließlich politischen Kielwasser — man schrieb das Jahr 1933 — herauszumanövrieren und auch literarischen Stimmen Gehör zu verschaffen.

Der „Zürcher Student" muß politischen Diskussionen offen stehen, will anders er nicht darauf verzichten, ein möglichst gutes und vollständiges Bild dessen zu geben, was unsere Studentenschaft geistig bewegt. Der politische Teil unserer Zeitschrift ist für den Redaktor eine ewig lebendige Scylla und Charybdis. Da soll er mit fester Hand und offenen Blicks durchzusteuern versuchen und sich — und das ist untrüglich die Hauptsache: — nit forchten. Er wird kaum einen politischen Artikel steigen lassen können (sofern darin eine M e i n u n g vertreten wird), ohne daß ihm von der Gegenseite eine Flut von mehr als geharnischten „Entgegnungen" in ultimativster Form zur schleunigsten Drucklegung vorgesetzt wird. Es kann dem Redaktor aber auch passieren, daß er in seinem Briefkasten noch kaum getrocknete Exemplare seiner neuesten Nummer findet, geschmückt mit farbigen Streichungen und Ausrufzeichen jeder Dicke. Solche Erzeugnisse pflegt jeder Redaktor ins Ehrendossier für besonders aufmerksame Leser zu legen. Es gibt eben auch unter uns Leute, die ganz gewaltig in die Wolle kommen, wenn sie ungewohnterweise mal eine andere als die eigene sakrosankte Meinung schwarz auf weiß zu Gesicht bekommen. Es gehört zu meinen heitersten Erinnerungen aus meiner an Erlebnissen dieser Art nicht armen Redaktionstätigkeit, daß in der Studentenschaft zu gleicher Zeit und mit der dazugehörigen Entrüstung kolportiert wurde,

ich wäre ein „Faschist" bezw. natürlich ein „Marxist". Dabei war und bin und bleibe ich ein ganz gewöhnlicher Schweizer mit ebenso gewöhnlichen schweizerischen politischen Anschauungen, die man meiner höchst privaten und unmaßgeblichen Meinung nach heute wie ehedem n i c h t aus irgend einem Parteiprogramm zusammenzulesen braucht; es gibt nämlich immer noch freie Schweizer, die es in aller Gemütsruhe zu bleiben gedenken, wenn auch der Stimm- und Papieraufwand verschiedenenorts gewaltig angeschwollen ist und nach „Entscheidung" ruft.

Solche Anfechtungen sind nicht tragisch zu nehmen. Sie verblassen neben der sehr erfreulichen Tatsache, daß der „Zürcher Student" eines der wenigen — wenn nicht das einzige — von S t u d e n t e n geschriebene und geleitete (und nicht zensurierte!) Organ in Europa ist, das seit bald 15 Jahren unentwegt auch politischen Diskussionen offen stand und dabei trotz der politischen Heterogenität unserer Studentenschaft als g e s a m t studentisches Blatt gedeihen konnte. Das zeigt, daß die Begriffe Toleranz und Demokratie für die überwältigende Mehrheit der Studentenschaft noch so lebendig sind wie je. Das darf auch einmal gesagt werden; denn ich halte es ganz mit meinem geschätzten Nachfolger: man soll gerade heute auch Positives nicht verschweigen.

*

Es möge dem scheidenden Redaktor ausnahmsweise gestattet sein, die Seiten des „Zürcher Student" zu einigen abschließenden persönlichen Bemerkungen zu mißbrauchen:

Ich habe in meiner Studenten- und Assistentenzeit an der Eidg. Techn. Hochschule während zwölf Semestern an der studentenschaftlichen Sache mitgearbeitet; als Präsident des Verbandes der Studierenden an der Eidg. Techn. Hochschule, des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften als dessen Vertreter in zahlreichen internationalen Organisationen, im Studentenheim und als Redaktor dieses Blattes. Diese Arbeit hat mir in sachlicher und ideeller Hinsicht bleibenden Gewinn gebracht. Es ist mir heute — außerhalb der Hochschule be-

rufstätig — gestattet, zu sagen, wie sehr die studentenschaftliche Arbeit — und insbesondere jene an der Eidg. Techn. Hochschule, mit der ich besonders verbunden war — durch die unentwegte und verständnisvolle Hilfe und Mitarbeit der Hochschulbehörden zu einem planvollen und fruchtbaren Streben werden kann. Dann hat mir meine Arbeit so viel gute und bleibende Freundschaften gebracht, daß ich diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen darf, all jenen meinen herzlichen Dank zu sagen, die mir jahrelang mit Rat und Tat selbstlos zur Seite gestanden haben. Wenn diese und jene meiner Tätigkeiten, die ich im Dienste der Gesamtstudentenschaft zu führen versuchte, doch nicht ganz fruchtlos gewesen sein sollten, so ist das in erster Linie das Verdienst meiner Mitarbeiter und vor allem auch meiner Vorgänger und älteren Ratgeber. Ich will auf die Nennung von Namen verzichten; denn diese wären mindestens den jüngeren Semestern wahrscheinlich unbekannt, und ihre Träger stehen heute ausnahmslos im praktischen Leben. Neben persönlicher Freundschaft aber verbindet mich eines mit ihnen:

Der Wunsch, daß das studentenschaftliche Leben der Schweiz, und jenes an unseren Zürcher Hochschulen vorab, weiterhin erstarken und schöne Früchte tragen möge.

*

Die vorliegende Nummer des „Zürcher Student" wurde bereits durch meinen Nachfolger, Kommilitone Fritz Tschudi, cand. iur., redigiert. Ich beglückwünsche ihn und mich zu seiner Wahl, weiß ich doch, daß der „Zürcher Student" damit in beste Hände gelegt wurde. Unsere zahlreichen bewährten Mitarbeiter — aber hoffentlich auch recht viel neue — werden ihm mit demselben Vertrauen begegnen, das mir meine Redaktionstätigkeit leicht und zur Quelle der Freude werden ließ.

Ich wünsche dem neuen Redaktor und dem Zürcher Student, dem gedruckten wie dem leiblichen, das Beste im kommenden Jahre.

Zuoz, im Dezember 1936.

Max E. Eisenring, dipl. math. E.T.H.

ICH STELLE MICH VOR.

Name? Fritz Tschudi.
Geboren? Ja!
Zivilstand? Ledig.
Besondere Merkmale? Zwei.
— — —

Und das also wäre ich, — der neue Redaktor des „Zürcher Student", jenes kräftigen, nunmehr gut dreizehnjährigen Jungen, der mir von seinem Götti, dem Verband der Studierenden an der ETH., und seiner Patin, der Studentenschaft der Universität Zürich, mit den besten Wünschen zum guten Gedeihen in die verantwortliche Obhut anvertraut wurde.

Ich habe den Jungen, ehrlich gesagt, liebgewonnen. In all diesen Jahren, in denen er manche Kinderkrankheit zu überwinden hatte und den mannigfaltigsten Gefahren ausgesetzt war, habe ich ihn in mein Herz geschlossen, und es waren wahrhaftig nicht bloß die Masern und der Keuchhusten, die ihn oftmals bedrohten; denn es gab Zeiten, da wollte er ein rechter Trötzler und Eigenbrötler werden, da liebäugelte er mit dieser oder jener Narretei, begann zu kannegießern und zu revoluzzern und tat wie ein Großer. Und das stand ihm nicht gut an, dem Jungen. Temperament, jawohl; ein kräftiges Bubenwort bisweilen, meinetwegen, wenn's aus freiem Herzen kommt. Nur kein Gefasel, Bub, nur keine neunmal gescheiten Klügeleien und gestohlenen Phrasen!

Aber schon höre ich jene, die sich ob meiner Kapuzinerpredigt freuen, weil sie ohne Fehl sind, wie sie glauben, und alles nur auf dich gemünzt betrachten. Ach, laß sie lächeln, Bub! Es sind vielleicht nicht die Schlechtesten, die von deinen Fehlern wissen. Die guten Freunde allerdings sagen es dir offen ins Gesicht und die besten, und das sind immer nur wenige, haben nicht nur den Mut zum Tadel, sondern auch zum Lob in der rechten Stunde. Persönlichkeit und Charakter können niemals in der muffigen Luft engherziger Kritik oder in der öden Negation gedeihen. Denn: „Ihr müßt aus dem Schatten nicht nur die Pyramide beweisen, sondern auch die Sonne." Er wäre nicht dreizehn Jahre alt geworden, unser Bub, wenn

er nicht Sonne gehabt hätte, viel Sonne, viel ernste Fröhlichkeit und fröhlichen Ernst und — ich wage es zu sagen: — eine Reihe guter Paten und noch besserer Väter.

Somit komme ich wieder auf mich zu sprechen und auf meine Aufgabe, weil auch ich mit meinen etlichen zwanzig Jahren gewissermaßen Vater geworden bin. Man hat mir zum freudigen Ereignis mancherorts gratuliert, und ich habe als höflicher Mann gedankt; etwas verschämt zwar, wie neugebackene Väter zu danken pflegen, etwas wichtig wohl auch und nicht ohne den Hinweis, daß schon der köstlichste aller Malerdichter in seiner lapidaren Weisheit den tiefen Sinn jeder Vaterschaft, trotzdem er unbeweibt durchs Leben ging, erkannt hat. Gewiß, das Vaterwerden ist nicht schwer, im großen und ganzen. Aber das Vatersein!

Der „Zürcher Student" hatte von jeher gegen zwei Dinge anzukämpfen: 2. gegen das Sich-nicht-verstehen-Wollen jener erhitzten Gemüter, die den bunten Zettelkrieg, der zeitweise unsere Alma mater und Umgebung zu überschwemmen drohte, auch im offiziellen Organ der Studentenschaften weiterführen wollten, und 1. gegen jene schläfrige Interesselosigkeit, der er auch heute noch bei vielen Studenten begegnet. Hütet Euch vor dieser Stagnation, reißt Euch aus ihr heraus und seid guten willens, zu geben und zu nehmen! Das ist ja die schöne Aufgabe unserer Jugend und vor allem unserer akademischen Jugend: daß sie aufnehmen darf und kann und daß sie geben soll, durch unser Volk und für unser Volk. Die Aufgaben, die die Gemeinschaft an uns stellt — und wieviel wird doch in allen Lagern von ihr gesprochen! — beginnen nicht erst im Johannistrieb, wenn der oder jener Stadtrat oder Bundespräsident oder Kirchenpfleger geworden ist. Die bewußte Betätigung des Akademikers in der Gemeinschaft soll hier, in der akademischen Gemeinschaft, beginnen.

Stellt Euch die Aufgabe nicht zu leicht vor! Wie klein auch eine Gemeinschaft ist und wie sie sich auch nennen mag — und ist die unsrige wirklich so klein und bedeutungslos? — sie erfordert den vollen Einsatz der Persönlichkeit. Einer der markantesten Schweizer, jener durch seine beispiellos erfolgreiche Karriere fast legendär gewordene Magistrat, Bundesrat

Numa Droz, hat einmal gesagt, daß es nicht schwer sei, Bundesrat zu werden. Was ihm in seinem Leben aber einige Mühe gekostet habe, das sei die Leitung des — Turnvereins von Chaux-de-Fonds gewesen.

Seht Ihr, das habe ich damit gemeint: Erfüllt Eure Pflicht am rechten Ort und zur rechten Zeit und lächelt nicht geringschätzig über die kleine Würde! Studentische Pflichterfüllung heißt nicht nur studieren, sondern auch teilnehmen. Nehmt teil an allem, was Euch bewegt, aber tut es mit einem klaren Hirn und einem klaren Herz! Einem freien, geraden und offenen Wort aus unverbrauchten Köpfen, vielleicht einem urchigen Donnerwetter, wenn's drauf ankommt, wird sich der „Zürcher Student" nie verschließen, weil er als akademische Zeitschrift eine Ausdrucksform des gesamten, vielgestaltigen geistigen Lebens unserer studierenden Jugend zu sein hat.

Ihr aber, die Ihr diesen Herbst in Scharen an unsere Hochschulen gekommen seid, gestattet mir, daß ich Euch aufs wärmste willkommen heiße. Seid keine geistigen Mauerblümchen, seid nicht bloß Studierende, sondern seid auch rege Studenten! Die vielgerühmte und ebensoviel gerügte akademische Freiheit ist wohl eine Freiheit ohne Fesseln, aber eine Freiheit mit Grenzen. Innerhalb dieser Grenzen möget Ihr Eure Persönlichkeit zur Entfaltung bringen, daß Ihr Euch bald als lebendige Glieder unserer Zürcher Studentenschaft fühlen werdet.

Ich glaube, jeder Redaktor, der die Verhältnisse an den Zürcher Hochschulen einigermaßen kennt, wird dieses besondere Amt nicht ganz leichten Herzens antreten, weil er weiß, daß unsere Zeitschrift ungezählten und verschiedensten Ansprüchen gerecht werden sollte. Daß er sich unter diesen Umständen auf eine möglichst breite und festgefügte Grundlage stellen muß, scheint mir erstes Gebot zu sein. Den demokratischen Grundgedanken, der auch allen übrigen studentenschaftlichen Institutionen innewohnt, bin ich bereit, mit aller Kraft zu bewahren. Wenn ich gewillt bin, den Weg weiterzuschreiten, den meine Vorgänger eingeschlagen haben, so tue ich das nicht aus Bequemlichkeit oder verfrühter Arterienverkalkung, sondern aus der festen Überzeugung heraus, daß dieser Weg für die Erfüllung der an uns gestellten Aufgabe, wenn auch

nicht der einzige, so doch der beste ist. Meine Zielsetzung ist Planmäßigkeit und Vielseitigkeit von wertvollem, neuem, wesentlichem und vor allem echtem Gut.

Der rote Faden dieses roten Heftes soll die Menschlichkeit sein. Aber bewahre, nicht jene Jeremiaden in Moll, die an allem und jedem etwas zu nörgeln wissen. Das Leben — und auch das Leben an der Hochschule — ist eine ernste, aber keine traurige Angelegenheit. Und sehen Sie, das wollte ich noch sagen: Lernen Sie ab und zu auch wieder lachen! Wenn Bernhard Diebold unlängst geschrieben hat, daß das Lachen in unserem lieben Schweizerland — und fügen wir ruhig bei: auch anderswo — verloren gegangen sei, so hat er leider nur zu sehr recht. Es liegt vielleicht trotz allem nicht so sehr an der Zeit, als an der Einstellung zu ihr.

Und hier will ich Revolutionär sein und nur hier. Ich werde ab kommendem Jahr regelmäßig eine nachdenklich-heitere Seite reserviert halten, die zu allen Problemen in- und außerhalb unseres studentischen Lebens offen Stellung nimmt. Haben Sie keine Angst! Ich will weder ein psychologischer Ratgeber noch ein Briefkastenonkel werden, und es liegt mir ebenso fern, die geplante Rubrik quasi als einen „akademischen Scheinwerfer" oder eine billige Humorecke zu gestalten. Hier soll das geschrieben stehen, was der Redaktor für wert hielt, im Laufe der Zeit in sein privates Notizbüchlein einzutragen; und befürchten Sie nicht, daß er die kleinen Randbemerkungen nur mit dem spitzen Bleistift und dem strengen Polizeiblick machen wird. Auch eine Glosse kann unbekanntlich mit Rotstift geschrieben werden, und rot ist sozusagen die Liebe; denn das wollen wir mit warmen Herzen tun: wir wollen in Umkehrung jener sauertöpfischen Kritikaster und trockenen Heringsseelen — die es auch in unseren feinen Kreisen geben soll — den Mut aufbringen, einmal auch zu loben und die schönen und versteckten und liebenswürdigen Kleinigkeiten des Lebens gebührend zu berücksichtigen. Nicht im pastoralen Tone des Weltverbesserers soll das vorgetragen und nicht durch die rosafarbene Brille des optimistischen Simplicissimus gesehen werden, sondern so, wie wir das vielgestaltige Leben erleben, mit

seinem glücklichen Lächeln und seinem Meer von Tränen, mit seiner Wärme und seinem Frost und alles in allem.

Das wäre, was ich zu sagen hatte.

Meinem verehrten Vorgänger, Herrn Max E. Eisenring, dipl. math. ETH., gebührt für die sorgfältige und gediegene Art, in der er dieses Organ führte, der herzliche Dank der Studentenschaft, und ich möchte ihm auch an dieser Stelle für das mir entgegengebrachte Vertrauen und für seine wertvollen Ratschläge, die er mir als gelegentlichem Mitarbeiter in freundschaftlicher Weise gegeben hat, aufrichtig danken.

Dir, lieber „Zürcher Student", wünsche ich, daß du schadlos die Flegeljahre überstehen wirst und zum Manne heranreifst. An Euch aber, Kommilitoninnen und Kommilitonen, wird es sein, in treuer Gemeinschaft mit dem Familienoberhaupt am schönen Erziehungswerk mitzuhelfen. **Fritz Tschudi**, iur.

VERANTWORTUNG.

Ansprache des Präsidenten des V.S.E.T.H.,
cand. ing. chem. Max Rutishauser, anläßlich des E.T.H.-Tages 1936.

Hochverehrte Versammlung!

Bei der Wahl des Themas „Verantwortung" zu meiner heutigen Ansprache war ich mir vollkommen bewußt, daß ich mich da in die Sphäre der Philosophie wagen würde. Vielen scheint dies wohl eine problematische Sache zu sein, aber ich denke mir, und mit mir wohl noch viele der hier Anwesenden, daß es nichts schaden kann, wenn wir Leute der Technik, welche doch meist dem Leben, der Wirklichkeit, näher stehen oder stehen wollen, uns mit diesem Thema auseinandersetzen.

Wir befinden uns gegenwärtig in einem großen Umbruch; was gestern noch neu, aktuell war, ist heute veraltet und morgen schon vergessen. Diese Steigerung der Geschwindigkeit allen Weltgeschehens hat wohl ihren tiefern Grund in der enormen Entwicklung der Technik. Diesem Aufschwung des äußeren Lebens, der Zivilisation, konnte die innere Entwicklung des Menschen nicht folgen. Hier scheint mir die Tragik unserer Zeit zu liegen; wohl sind alle Fortschritte vorhanden, aber der Mensch kann sie nicht so für sich einsetzen, daß etwas Vernünftiges dabei herauskommt. Ich möchte unsere Lage mit der-

jenigen von Goethes Zauberlehrling vergleichen: „. . . die ich rief, die Geister, werd' ich nicht mehr los".

Sind die Arbeitslosigkeit, das ganze Raffinement, mit welchem für neue Vernichtungskriege vorbereitet wird, nicht Dinge, welche jedem geistig normalen Menschen bedenklich erscheinen müssen?

Unwillkürlich steigen die Fragen in uns auf: Steht es wirklich so schlimm? Wie ist es möglich, daß wir auf diesem Stand der Dinge angelangt sind? Wenn wir es nun fertig bringen, diese Fragen zu beantworten, haben wir auch schon die Richtung, in welcher eine Lösung gefunden werden muß. Machen wir einmal den Versuch, den Dingen auf den Grund zu gehen! Um zu einem Ergebnis zu gelangen, müssen wir die Entwicklungsgeschichte der Menschheit von den frühen Anfängen bis zu der heutigen Zeit kurz streifen.

Altertum: Der Mensch im unmittelbaren Kampf mit seiner Umgebung: wilde Tiere, feindliche Elemente: Wasser, Feuer. Um sich gegen diese Fährnisse besser zu schützen, schließen sich die Familien zur Sippe, die Sippe zum Stamme zusammen, der Einzelne muß sich der Allgemeinheit unterordnen; wer das nicht tut, wird ausgestoßen und damit dem Verderben ausgeliefert.

Mittelalter: Der Mensch baut feste Städte. Mit allmählicher Entwicklung der Waffen entsteht zunehmende Sicherheit und in der Folge Aufblühen des Bürgertums und des Handels. Auch hier wieder der Zusammenschluß zu einem Ganzen. Solange es ein Volk versteht, interne Zwistigkeiten zu überbrücken und als Einheit aufzutreten, ist es auch gewappnet gegen Gefahren, welche von außen drohen. Eine Illustration zu dieser Feststellung sehen wir in der Geschichte unseres eigenen Volkes. Man denke an Morgarten, Sempach und die Burgunderkriege; bis hierher ein fester Block und nachher der allmähliche Zerfall der Gemeinschaft, weil jeder sich auf eigene Rechnung bereichern will. Wohl gibt es noch verantwortungsvolle Köpfe — ich denke an Niklaus von der Flüeh, der auch noch unserer Zeit viel zu sagen hat —, aber man vergißt sie.

Neuzeit: Entdeckungen. Erschließung und Besitzergreifung der ganzen Welt. Dann in rascher Folge Erfindung der

Buchdruckerkunst, des Blitzableiters, der Dampfmaschinen und Nuztbarmachung der Elektrizität. Bald wird es so weit sein, daß man sogar das Wetter auf Bestellung haben kann! —

Diese ganze Stufenleiter von der absoluten Abhängigkeit der Natur gegenüber bis zur heutigen weitgehenden Unabhängigkeit von äußern Umständen konnte natürlich nicht am Menschen vorbeigehen, ohne einen Einfluß auf seine Wesensart auszuüben. Aus dem armen Höhlenbewohner und Pfahlbauer ist der über seine ganze Umgebung erhabene Mensch des 20. Jahrhunderts geworden. Das ist alles sehr gut so, aber man begeht einen großen Irrtum, zu glauben, weil man nun äußerlich unabhängig sei, dies auch innerlich zu sein. Hier scheint mir eine gähnende Leere, wohl e i n Grund der heutigen Krise, zu liegen.

Während also im Altertum der Mensch sich aus reinem Selbsterhaltungstrieb zusammenschloß, wurde daraus im Laufe der Jahrhunderte eine immer losere Gemeinschaft; das Gefühl für Tradition und Zusammengehörigkeit verflachte allmählich. Geschlossenheit, früher unsere Stärke, ist heute ein wesenloser Begriff geworden. Welcher Einzelne fühlt sich zur Zeit noch einem Ganzen gegenüber verantwortlich? Geben wir es zu, es sind deren wenige.

Hier wollen wir zum eigentlichen Thema übergehen. Was heißt Verantwortung eigentlich? Goethe definiert es im Wilhelm Meister folgendermaßen:

Ehrfurcht gegen Oben,
Ehrfurcht gegen Innen,
Ehrfurcht gegen Unten.

Albert Schweizer als

Ehrfurcht vor dem Leben.

Schauen wir zuerst Goethes Ausdruck an, einen Absatz nach dem andern.

Ehrfurcht gegen Oben.

Schon das bloße Wort „Ehrfurcht" macht uns stutzig; irgend etwas in uns bäumt sich gegen diesen Ausdruck auf, dann noch „Ehrfurcht gegen Oben". Was soll schon „gegen oben" heißen, etwa gar gegen Gott oder sonst etwas Unbequemem?

Dann „Ehrfurcht gegen Innen".

Das klingt schon ein wenig besser und nicht so herausfordernd. Es gibt zwar Menschen, welche dieses Wort nicht zu kennen scheinen und welche ihr Inneres mit viel Lärm gegen außen wenden, aber zu dieser Sorte (Gott bewahre uns!) gehören wir doch nicht; wir wissen schließlich noch, was sich schickt! Ich frage aber, machen wir nicht alle den Fehler, daß wir über unser Innenleben meist einfach hinweggehen?

„Ehrfurcht gegen Unten".

Was geht uns Ehrfurcht gegen unten an? Soll ich meines Bruders Hüter sein? Dafür ist doch schlußendlich der Staat mit seinen Wohlfahrtseinrichtungen da.

Auf die Definition von Schweizer, die aussagt, daß Verantwortung „Ehrfurcht vor dem Leben" bedeutet, kann ich in der Kürze der Zeit nicht mehr eintreten, aber man schaue auf den Weltkrieg zurück oder betrachte die heutige Lage in Spanien, und ein langer Kommentar erübrigt sich. Sollten nicht unser Berufs- und persönliches Leben und das Leben unseres Mitmenschen ineinandergreifen? Aber schauen wir das Verhältnis von Student zu Student, oder dasjenige von Student zu Dozent an!

Liebe Kommilitonen, wenn uns Ehrfurcht ein unbekanntes oder zum mindesten unbequemes Wort ist, können wir auch nicht wissen, was Verantwortung heißt. Die meisten von uns leben heute so, als ob s i e im Mittelpunkt des Weltgeschehens stehen würden; wir sind losgelöst von allen Gedanken an eine Macht, der wir Rechenschaft schulden. Dies hat eine Zersplitterung in Millionen von Einzelmenschen zur Folge. Das wäre nicht so schlimm, wenn das Individuum noch den Mut aufbrächte, sich zu einer bestimmten Überzeugung zu bekennen, aber heute ist ja alles verflacht, vermaßt. Um diese Feststellung zu machen, ist es gar nicht nötig, Y. Gassets „Aufstand der Massen" zu lesen, sondern man muß nur einen Tag lang aufmerksam das Leben, die Menschen, die verschiedenen Zeitungen anschauen, dann reicht's. Es scheint heute Ehrensache zu sein, daß man schimpft. Es ist doch äußerst bequem für uns, einen Sündenbock zu haben; der Völkerbund versagt, unsere Regierung, die nicht genug Rückgrat zeigt, der Kapitalismus

oder der Marxismus, das Internationale Judentum und wie diese Sündenböcke alle heißen. Hinter diesen Schlagworten kann man sich so schön verschanzen, man fühlt sich in Sicherheit. Diese Sicherheit ist ein Geschenk des Teufels; denn wir klammern uns da an Dinge, welche uns hindern, den wirklichen Sachverhalt zu erkennen.

Wir Jungen sind in einer Welt mit einer Unmenge von Standpunkten und Richtungen aufgewachsen. Heute ist es uns vor lauter Lärm, Radio, Sport, spannenden Romanen kaum mehr möglich, zur Ruhe zu kommen und uns selber kennen zu lernen. Tausend Probleme und Möglichkeiten kommen an uns heran, aber wir vermögen es nicht, den r i c h t i g e n Weg zu finden. Wir sind völlig desorientiert, und alles scheint uns sinnlos geworden zu sein.

In dieser Lage kann man verschiedene Dinge tun:

Man kann ins allgemeine Geschimpfe einstimmen oder sich zurückziehen mit den Gedanken, alles hat keinen Wert, ich bin nicht in der Lage zu helfen, ich habe übrigens auch keine Zeit. Diese beiden Wege bringen uns einer Lösung nicht näher. Ich glaube, daß unsere weltpolitische Lage s e h r ernst ist, aber nicht hoffnungslos. Eine Erneuerung muß kommen, und zwar wird diese nur durch Erneuerung vieler Einzelmenschen möglich sein. Wir müssen aber nicht glauben, der Herr X oder die Frau Y müsse vorangehen. Wir alle hier in diesem Auditorium, S i e und i c h, sind verantwortlich, daß ein neuer Zug, eine neue Abhängigkeit in unser Leben kommt. Wir müssen wieder lernen, daß es keinen Wert hat, möglichst viel zu wissen, sondern dieses Wissen auch mit dem Leben zu verbinden zum Wohle einer neuen Menschheit!

Haben wir nicht das Privileg, Akademiker zu sein? Gewiß, daraus erwächst uns aber auch eine Verpflichtung; denn uns sollte es möglich sein, tiefer in die Verhältnisse und die Zusammenhänge des Lebens hineinzusehen. Heute, wo es in allen Fugen kracht, geht es nicht nur um das Leben unserer Schweiz, nein, um das kulturelle Leben des ganzen Abendlandes! Nützen wir die Zeit, welche uns noch bleibt; denn w i r tragen in diesem Augenblick die Verantwortung.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen. Es lag nicht in meiner Absicht, Ihnen etwas Neues zu erzählen, sondern nur etwas Altes aufs neue zu betonen. Wenn meine Worte jemandem Wegweiser oder Anregung zu weiterem Denken sein konnten, haben sie ihren Zweck erfüllt.

So schließe ich mit dem Spruche Zwinglis:

Tut um Gottes Willen etwas Tapferes!

EINE ANREGUNG WIRD WIEDER AUFGENOMMEN.

Vor anderthalb Jahren ist im „Zürcher Student" eine Anregung erschienen zur Durchführung einer Ausstellung künstlerischer Werke von Studenten. Damals war Mai und bereits das Sonafe in Sicht, also ein denkbar unfruchtbarer Boden für den Samen einer Winterpflanze. Nun, jetzt ist Winter, und es soll nochmals ein Anlauf genommen werden.

Was wir wollen? Wir wollen, daß alle die Dilettanten unter den Studierenden, die in ihrer Freizeit zeichnen oder malen, in Holz schneiden oder bildhauen, ihre Lichter und Lichtlein einmal unter dem Scheffel hervorziehen und damit vor die Kommilitonen treten: hier sind wir; und: Ihr habt sicher nicht gewußt, daß wir zahlreich sind und — vielleicht — etwas können.

Über den Ort der Ausstellung sind noch Unterhandlungen im Gange. Herr Professor Bernoulli hat in verdankenswerter Weise eine Anzahl von Wechselrahmen zur Verfügung gestellt. Es fehlen also noch die Werke. Und die sollt Ihr nun in großer Zahl zur Verfügung stellen, Kommilitonen von der E.T.H. und von der Uni. Wer also dergleichen auf Lager hat, das ihm einmal in einer schwachen Stunde auf Papier, Leinwand oder Holzstock gerutscht ist, und das er für ausstellungswürdig hält, der melde das schriftlich mit der Aufschrift „Ausstellung" bis zum 23. Dezember auf dem Sekretariat der Studentenschaft der Universität im Stockargut. Der Zettel soll genaue Adresse, Art der Arbeiten, Anzahl und den Vermerk gerahmt oder ungerahmt enthalten. Über Ort und Zeitpunkt der Ablieferung und Ausstellung wird dann jeder einzelne Bericht erhalten.

Wir wollen mit dieser Ausstellung niemandem Konkurrenz machen, ganz im Gegenteil. Manch einer soll durch diese Ausstellung angeregt werden, mehr und Besseres zu sehen. Und es bleibt zu hoffen, daß dann auch hie und da einer den Weg ins Kupferstichkabinett an der E.T.H. findet. Denn Herr Prof. Bernoulli hat mir angedeutet — ich schäme mich fast, es zu sagen —, daß erschreckend wenig von uns Kommilitonen die reiche Sammlung und die reizvollen wechselnden Ausstellungen besuchen.

Theodor Keller.

KOMMILITONINNEN, KOMMILITONEN!

Am 5. Februar findet in sämtlichen Räumen des Kursaals unser nun bald zur Tradition gewordener Studentenball der Uni statt. Wiederum werden Dozenten, Kommilitonen und liebe Gäste zahlreich unserem Rufe folgen und ein Fest miterleben, das ganz von studentischer Jugend und studentischem Geist erfüllt sein wird. Mehr denn je soll es diesmal ein Ball der Studenten für die Studenten sein, indem Kommilitoninnen und Kommilitonen dem Ball durch ihre Dekorationen und Darbietungen sein Gepräge geben werden.

Es sei bis jetzt nur verraten, daß wir schon ganz große Eisen im Feuer haben. Wir brauchen aber unglaublich viel Ideen — mögen sie auch etwas verrückt sein — und um diese Ideen in die Tat umsetzen zu können, haben wir gerissene Leute nötig, die uns als Zeichner, Maler, Dekorateure, Regisseure und Stimmungskanonen zur Seite stehen.

Vielleicht bist gerade Du, Kommilitonin, Kommilitone, so eine Ballkanone? — Unsere Kommission erwartet Dich jeweils am Montag 13.30 Uhr im Stockargut, Zimmer Nr. 26, zu ihren Sitzungen. Wer macht mit?

DIE „KUPPLER" FEHLEN.

Notschreie nach Gemeinschaft auf der Hochschule, analysierende Darlegungen über Zerfall und Erneuerung der akademischen Gemeinschaft sind der Anlaß zu Hinweisen zu einer Lösung des Problems.

Um zu wissen, wie schlimm es um die akademische Gemeinschaft steht, braucht man keine Bücher zu lesen und auch nicht jene Zeitungsinserate: „Student sucht nette Tanzpartnerin zum Üben." Oder: „Student sucht hübsche Skikameradin. Getrennte Kasse. Heirat nicht ausgeschlossen."

Diesen Leuten und allen, welche Notschreie nach der akademischen Gemeinschaft ausstoßen, fehlt ein Kuppler! Aber nicht für die Kuppelpelzträger, welche ihre Dienste unter der Rubrik Heiratsannoncen anbieten, wäre hier ein Tätigkeitsfeld, sondern für einen Kollegen jenes S.B.B.-Mannes, der auf dem Güterbahnhof all die vielen einsamen Wagen am Aneinandervorbei-Rollen hindert und sie zu einem langen Zug zusammenkuppelt.

Es fehlt nicht am Willen zur Gemeinschaft, aber man findet den Weg zueinander nicht. Die wenigen, die miteinander bekannt sind, haben sich oft durch die kleinsten Ursachen kennen gelernt. Etwa deshalb, weil der Tintenschlauch der Füllfeder beim Nachbarschlauch einen Aushilfstropfen schlürfen durfte, oder weil ein Löschblatt sein Saugvermögen dem Nebenmann aushilfsweise zur Verfügung stellte. Aber wenn der Füllfedersaft weder kleckst noch ausgeht, dann stiert man aneinander vorbei wie abgepferchte Zoo-Insassen. Man sollte jeden Studenten, der vor Beginn der Vorlesung seinen Nachbarn nicht anspricht, zum öffentlichen Feind der Gemeinschaft Nr. 1 erklären. Und zu einer weiteren Förderung der akademischen Gemeinschaft sollte man zu einer allgemeinen Entrümpelung der politischen Gehirnkammern aufrufen.

Aber dennoch würde keine Hausse in Gemeinschaft eintreten. Trotz aller Wohlgesinntheit und Gutmütigkeit ist der Karren des Gesprächs bei uns Schweizern einem Unbekannten zulieb nur schwer in Gang zu bringen. Zunächst hemmen seinen Lauf viele hindernde „Sie" und „Ihr". Über das häufige und rasche Sichvorstellen jener von „Draußen" pflegen wir zu spötteln, wofür wir aber gerade durch den Mangel an Gemeinschaft bestraft werden.

Da wir selber den Weg zur Gemeinschaft nicht finden, und weil er für uns durch die untergründigsten Hemmungen ver-

barrikadiert ist, sollte es eine Institution geben, welche die Gemeinschaftswilligen zusammenführt, zusammenkuppelt. Eine Aufgabe der Korporationen ist dies nicht. Zweck und Ziel einer jeden studentischen Verbindung ist einzig die Gemeinschaft innerhalb der Korporation. Aber auch ein Verein könnte diese Aufgabe nicht erfüllen. Nein, es müßte eine Einrichtung geben, die ein zwangloses Sichkennenlernen ermöglichte. Bei einem Auslandsemester in einer französischen Stadt habe ich eine solche angetroffen. Dort rief zu Beginn des Semesters ein Anschlag am schwarzen Brett alle Gemeinschaftswilligen zu einem gemütlichen Plauderabend zusammen. Wer es als überdrüssig empfand, in den Vorlesungen beständig neben Unbekannten zu sitzen, entschloß sich zum Wagnis, in das unbekannte Menschenland vorzudringen. Mit etwas unbestimmten Gefühlen begab man sich in das durch den Anschlag bestimmte Lokal, wo man beim Eintritt gleich vom Präsidenten der Studentenschaft empfangen wurde, der einem mit französischem Charme allen Anwesenden vorstellte. Einmal vorgestellt, plauderte man einige Viertelstündchen miteinander, trank einen „Zungenlöser" und erfreute sich am nächsten Morgen im Kolleg mehrerer neuer Bekannter. So trafen sich allwöchentlich einmal dreißig, vierzig für Gemeinschaft aufgeschlossene Studenten. Das eigenbrötlerische Gespenst des „Unbekannten Studenten" war in der Universität immer seltener zu sehen. Durch die „Kuppelabende" wurde ein interessantes akademisches Gemeinschaftsleben geschaffen. Könnte eine ähnliche Institution nicht auch bei uns den gleichen Erfolg haben? Herr Präsident der Studentenschaft, Herr Kubli, wie wäre es mit der Rolle eines Herrn „Kupli"? **Bino Bühler,** jur.

Eine hochfeine orientalische Zigarette:
„IZMIR"
fr. 0.70 per 20 St.

GEGEN DAS FAUSTRECHT.

Ernst Mörgeli, iur.

Das Gebiet der hohen Politik ist heikel. Darin dazu noch eine Art Rechtsphilosophie zu treiben, erscheint etwas gefährlich; und so kommt es manchem vielleicht halsbrecherisch vor, sich auf dieses Glatteis zu begeben.

Aber meine Unternehmungslust, ein solch gefährliches Ding zu wagen, ist erwacht, als ich letzthin im Seminar einen Aufsatz las, der mich zum Widerspruch reizte: „Der Kampf um den Frieden" von Prof. Dr. J. Moór, Budapest, erschienen in der Zeitschrift der Akademie für Deutsches Recht, Heft 11/12, 1936. Zugleich können meine Darlegungen auch als Randbemerkung zum Aufsatz von Kommilitone Mühlemeier über „Das Recht im Dritten Reich" im letzten Heft des „Zürcher Student" dienen; denn, mag auch der zu betrachtende Artikel von einem Ungarn herrühren, so hat er doch durch seine Aufnahme in die angeführte Zeitschrift der Akademie für Deutsches Recht die Genehmigung durch die führenden Juristen des Dritten Reiches erhalten.

Es sei mir vorerst eine kurze Zusammenfassung des Aufsatzes von Prof. Moór gestattet. In fünf Abschnitten wird in der Hauptsache ausgeführt:

„1. Der Weltfriede kann weder durch einen Völkerbund noch einen Briand-Kellogg-Pakt — und überhaupt allgemein nicht mit rechtlichen Mitteln — geschützt werden. Denn die mit einer solchen völkerrechtlichen Organisation notwendigerweise verbundenen Sanktionen führen, sobald sie auf Widerstand stoßen, zum Krieg. Ein Friedenspakt aber, der einen Krieg gegen den Friedensbrecher vorsieht, ist ein Widerspruch in sich selbst. Diese Art vertraglich organisierten Kampfes um den Frieden ersetzt höchstens die Gefahr der Kleinkriege durch die des Großkrieges.

2. Der Widerspruch einer Friedenssicherung durch Kriegsdrohung zeigt die Wesensverwandtschaft zwischen Pazifismus und Anarchismus auf. Der Anarchismus müßte, um den Zwang aus der Welt zu schaffen, ebenfalls Zwang anwenden. Der Pazifismus ist daher ein auf die zwischenstaatlichen Beziehungen beschränkter Anarchismus, der an den staatlichen Grenzen Halt macht. Er muß aber logischerweise zum anarchistischen Ideal führen — wenn die Staaten nach Außen keine Gewalt anwenden dürfen, wie sollen sie dann nicht auch auf die Gewaltanwendung im Innern verzichten können?

3. Pazifismus und Anarchismus sind also beide mit den gleichen Widersprüchen belastete Ideale, die sich an der Wirklichkeit stoßen.

4. Physische Gewaltanwendung kann ein notwendiges Mittel zur Verwirklichung sozialer Bestrebungen sein. Ist sie daher zur Erreichung der höchsten und erhabensten Ideale notwendig, so kann sie nicht unbedingt und in jedem Falle moralisch verwerflich sein

— sie ist moralisch farblos. Der ethische Wert von Gewalt, Zwang und Macht hängt daher von der moralischen Wertung dieses Zieles ab, in dessen Dienst sie gestellt werden. So kann auch die Gewaltanwendung im Großen, der Krieg, den erhabensten Idealen dienen. Der Friede kann moralisch niederträchtiger sein als der Krieg, dessen moralische Berechtigung, wenn er um der Gerechtigkeit willen geführt wird, nicht zu bestreiten ist.

Nur der „Friede in Ehren" ist ethisch hochzuschätzen, der „Friede um jeden Preis" ist verwerflich. Nur der gerechte Friede ist wert, daß man für ihn kämpft — wenn es sein muß, auch mit der Gewalt der Waffen.

Denn in der Ordnung der Werte steht die Gerechtigkeit auf einer höheren Stufe als der Friede. Darum bedeutet die These Briands: „Erst der Friede, dann die Gerechtigkeit" einen Verzicht auf das höchste Ideal der Menschheit. Sie muß durch den Satz ersetzt werden: „Erst kommt die Gerechtigkeit, dann der Friede".

5. Wohl bringt jeder Krieg schwere Übel mit sich, die für das Individuum das höchste Opfer bedeuten. Aber jede Gewaltanwendung fordert sowohl vom Zwingenden, wie vom Gezwungenen einen Kräfteverbrauch, also ein Opfer. Ohne Opfer gibt es aber keinen Fortschritt, und jedes Opfer ist sittlich berechtigt, wenn es höheren Werten dient. So gibt es Zwecke der Menschheit, für die ein Krieg sittlich gerechtfertigt ist.

Unleugbar vorteilhafter wäre es, wenn diese Zwecke ohne Gewaltanwendung erreicht werden könnten. Ein harmonisches Zusammenwirken der Menschen und Nationen zur Verwirklichung hoher Ideale ist aber auf ungerechter Grundlage nicht denkbar. Zum friedlichen Zusammenleben der Menschheit muß man Gerechtigkeit walten lassen, denn der Weg der Gerechtigkeit ist der einzige wahre Weg zum Frieden. Nur der Kampf um die Gerechtigkeit bedeutet einen erfolgreichen Kampf um den Frieden . . ."

So weit also die Ausführungen von Prof. Moór. Was mich an seinen Leitsätzen vor allem berührt — und zwar offen gestanden peinlich berührt, weil ein übelgesinnter Leser dahinter Absicht und Taktik vermuten könnte — das ist ihre verwirrende Logik.

Wer sich in der Terminologie etwas auskennt, wird gemerkt haben, daß Prof. Moór von der allgemein anerkannten „These vom gerechten Krieg" ausgeht, d. h. von der These, die den Krieg als Reaktion auf eine Verletzung darstellt. Aber statt nun bei der Weiterentwicklung des Gedankens zur Frage nach dem Recht und den Rechtssätzen zwischen den Völkern zu gelangen, werden wir vor das große Fragezeichen „Gerechtigkeit" gestellt. Das ganze Problem wird auf diese Weise aus der mehr technischen Sphäre in das moralisch-politische Gebiet verschoben, in dem die Gedanken eines „neuen Rechts" eher Platz zu finden scheinen (vielleicht eine, in

diesem Falle unangebrachte, Wendung zum „konkreten Ordnungsdenken").

Und doch wird das ganze Problem der These vom gerechten Krieg immer darin liegen, daß sie als Fundament eine Rechtsordnung braucht, die uns klar und deutlich sagt, wann und wo nach menschlichem Ermessen eine Ungerechtigkeit vorliegt. Da können uns nur Rechtsnormen weiterhelfen; denn mit Sätzen über die Gerechtigkeit als erhabenstes Ideal der Menschheit und den Krieg als Mittel zum Zweck kommen wir über die Schwierigkeiten nicht hinweg.

Ob dann eine solche Rechtsordnung „Friedenspakt" oder sonstwie genannt werden soll — darüber zu streiten erscheint als müßige Wortspielerei im Hinblick auf das große Ziel der „Gerechtigkeit", das dadurch erreicht werden soll. Darum ist auch die Ablehnung der These Briand's durch Prof. Moór, gerade von seiner Grundthese des gerechten Krieges aus gesehen, nicht haltbar, und der konstruierte Gegensatz der zwei Anschauungen „Erst der Friede, dann Gerechtigkeit" — „Erst Gerechtigkeit, dann Friede" ist wohl logisch bis zu einem gewissen Grad zu stützen, aber in seinen weiteren Auswirkungen und besonders im Lichte der praktischen Politik gesehen, verfehlt.

Der angeführte Satz Briands steht vor allem nicht im Gegensatz zur Anschauung vom höheren ethischen Wert der Gerechtigkeit; denn er fordert ja die Organisation des Friedens, um zur Gerechtigkeit zu gelangen. Er zeigt damit den praktischen Weg zum erstrebten Ziel und bedeutet daher keineswegs einen „Verzicht auf das höchste Ideal der Menschheit".

Anders dagegen die ihm entgegengestellte Forderung „Erst die Gerechtigkeit, dann der Friede". (Logischerweise dürften die Sätze einander gar nicht gegenübergestellt werden; denn sie liegen auf verschiedener Ebene und schließen einander, wie ich mich zu zeigen bemühen werde, nicht aus). Sie hat wohl den Vorteil, allgemeiner gefaßt zu sein, bringt aber den gefährlichen Nachteil mit sich, daß sie der Gerechtigkeit ohne weiteres neben dem ethischen Primat auch das zeitliche Primat gegenüber dem Frieden einräumt und damit die Frage nach dem praktisch zu begehenden Wege unbeantwortet läßt. Man sollte doch irgendwie erfahren können, wie sich der Autor die Verwirklichung der Gerechtigkeit zwischen den Völkern vorstellt.

Daß aber diese Frage offen gelassen wird, scheint gerade der Zweck der neuen These zu sein. Denn dadurch wird Platz geschaffen für die Ansicht, daß der Zweck die Mittel heilige — es bleibt dem geneigten Leser vorbehalten, den unsinnigen Schluß zu ziehen, daß der Krieg an sich auch dem Frieden diene. Es wird aber auch Platz geschaffen für den Einbau der Lehre „Recht ist, was der Gemeinschaft nützt, Unrecht, was ihr schadet" in die Prinzipien der Beziehungen der Völker untereinander. Dagegen wäre

wenig einzuwenden, wenn der Begriff der Gemeinschaft hier in der Übertragung auf die Völkergemeinschaft angewandt würde. Prof. Moór schweigt sich aber über diese Lehre vollständig aus, und es läßt sich aus seinem ganzen Aufsatz heraus vermuten, daß es sich bei dieser Gemeinschaft um die einzelne Volksgemeinschaft oder höchstens die Völkergemeinschaft der revisionistischen Staaten handeln könnte.

Würde Prof. Moór die Begriffsübertragung auf die gesamte Völkerschaft vornehmen, so müßte er wohl oder übel auf die, von ihm durch die Ablehnung der These Briands absichtlich übergangene, Frage nach dem Recht zwischen den Völkern zurückkommen. Er müßte dies auch tun, wenn er im allgemeinen seine These „Erst kommt die Gerechtigkeit, dann der Friede" weiter entwickeln wollte — allerdings käme er dann unweigerlich dazu, seinen Ausführungen im ersten Abschnitt des Aufsatzes über die Unmöglichkeit einer rechtlichen Friedenssicherung zu widersprechen. So zieht er es vor, dem geistigen Auge des Lesers einen circulus vitiosus darzubieten.

Wir sehen also, daß die These Prof. Moórs einfach eine Neuausgabe der These vom gerechten Krieg darstellt, die nach wie vor einer praktischen Untermauerung durch eine Rechtsordnung bedarf, wie sie Briand fordert. Die praktische Lehre Briands kann daher auch nicht mit der theoretischen Lehre an und für sich genommen im Widerspruch stehen.

Die These vom gerechten Krieg ist nicht zu bestreiten; aber ebensowenig ist nach meiner Auffassung zu bestreiten, daß diese These erst dann dem Fortschritt dienen kann (und Prof. Moór bekennt sich im fünften Abschnitt seiner Ausführungen als Anhänger des Fortschritts und als Kämpfer für die Ideale der Menschheit), wenn die Auffassungen über die Gerechtigkeit zwischen den Völkern abgeklärt sind. Darauf verweist uns besonders die Tatsache, daß auch die rücksichtslosesten Kriegsmacher von altersher immer „ihren" Krieg als „gerechten Krieg" — als Reaktion auf eine Verletzung — glaubten darstellen zu müssen.

Es geht darum nicht an, in einem Aufsatz über den Kampf um den Frieden und die Gerechtigkeit unter den Völkern das Institut der internationalen Gerichtsbarkeit unbeachtet zu lassen. Denn, obwohl der ständige internationale Gerichtshof eine Schöpfung des sogenannten Friedensvertrages von Versailles und seines Völkerbundes ist und nicht einmal über Exekutivgewalt verfügt, ist er doch als großer Fortschritt auf dem Wege zur Gerechtigkeit zwischen den Völkern zu werten — er würde noch bessere Dienste tun, wenn der Völkerbundspakt mehr Rechtssätze enthielte und etwas weniger das Wort Gerechtigkeit brauchte.

Im Zusammenhang mit dem eben erwähnten Mittel der Exekutivgewalt muß ich nochmals auf den ersten und zweiten Abschnitt der

Ausführungen Prof. Moórs zurückkommen, und zwar, um auf einen verhängnisvollen Irrtum hinzuweisen.

Es sei mir, wie Prof. Moór, gestattet, das Leben im Innern des Staates zur Analogie heranzuziehen: Der einzelne Staatsbürger ist den Gesetzen unterworfen, die in seinem Staatswesen gelten. Lehnt er sich gegen die Rechtsordnung auf, so wird gegen ihn Zwang angewandt — der Zwang dient also hier der Verwirklichung sozialer Bestrebungen (siehe auch 4. Abschnitt des besprochenen Aufsatzes). Nehmen wir nun die Übertragung dieser Sätze auf das internationale Gebiet vor: Der einzelne Staat untersteht dann den Rechtssätzen, die in der Völkergemeinschaft Geltung haben. Lehnt er sich dagegen auf, so erfolgt Zwangsanwendung, denn das positive Völkerrecht statuiert den Zwang, die Sanktionen, in Analogie zum innerstaatlichen Recht und in Übereinstimmung mit der These vom gerechten Krieg.

Wir dürfen nun in diesem Falle die Sanktion nicht als Rechtsbruch bewerten, dies ebensowenig, wie die Zwangsanwendung gegen den Rechtsbrecher im innerstaatlichen Recht als Verbrechen taxiert werden darf. Man muß hier einen scharfen Trennungsstrich zwischen Sanktionen und Krieg im allgemeinen Sinn ziehen, was leider in den kritisierten Abschnitten nicht der Fall ist. Weil Prof. Moór diese Trennung nicht vollzieht, wird es ihm möglich, den logisch sehr anfechtbaren Schluß der Wesensverwandtschaft zwischen Pazifismus und Anarchismus zu folgern.

Und da müssen wir doch wieder einmal klar feststellen, daß es kein Schritt zur Anarchie war, als bei der Bildung des Rechtsstaates dem Individuum das Recht zur Selbsthilfe weitgehend entzogen wurde. Blutrache und Faustrecht sind Institutionen einer vergangenen Rechtsordnung, deren Rückkehr ins innerstaatliche Leben wohl keiner im Ernst mehr begehren wird.

So wird denn auch im zwischenstaatlichen Leben der Anarchie nicht Tür und Tor geöffnet, wenn der Fortschritt Einzug hält und auch da die mittelalterlichen Auffassungen verschwinden, die es dem einzelnen Staat erlauben, den Frieden der Gemeinschaft zu stören und einen andern mit Krieg zu überziehen, ganz wenn und wie es ihm paßt, wenn er von sich aus eigenmächtig eine Verletzung seines Rechtes behauptet.

Auch im zwischenstaatlichen Leben soll mit der Zeit der Fortschritt zur Geltung kommen, dessen Vorteile wir schon lange im innerstaatlichen Recht genießen. Darum bedeuten Aufsätze, wie der besprochene, ein An-Ort-Treten, ja, wenn sie fortschrittliche Thesen verdammen, sogar einen bedauernswerten Rückschritt. Sie dienen nicht, wie man uns glauben machen will, der Sache der Gerechtigkeit, sondern der Willkür, dem Faustrecht, der Verherrlichung der Gewalt — alles Dinge, die dem Fortschreiten der Menschheit auf der Bahn der Gerechtigkeit schon allzulange hemmend im Wege stehn.

RECHT UND UNRECHT IM DRITTEN REICH.

Die Fragen, die Herr Mühlemeier in seinem Aufsatz „Das Recht im Dritten Reich" (Zürcher Student, November 1936, S. 175—180) antönt, können mit Fug das Interesse aller beanspruchen, die sich über die Not und Verwirrung des öffentlichen Lebens unserer Zeit ihre Gedanken machen. Deshalb mag die Behandlung dieses Gegenstandes auch an einer Stelle gerechtfertigt erscheinen, wo die Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes nur eine sehr oberflächliche Behandlung des Themas gestattet. Da mir jedoch die Ausführungen des Herrn Mühlemeier auch dann, wenn die Unvermeidbarkeit gewisser Mängel gebührend in Rechnung gestellt wird, noch immer reichlich fragwürdig erscheinen, so möchte ich dazu einige Bemerkungen machen, die leider auch allzu oberflächlich bleiben müssen.

Die Frage, ob Carl Schmitts auf den ersten Blick wirklich ganz originell anmutende Lehre von den drei Arten des rechtswissenschaftlichen Denkens mehr ist als ein Gedankenfeuerwerk, ob sie wirklich zur Erfassung des Geistes eines Rechtes fruchtbar gemacht werden kann, ist gewiß sehr schwer zu entscheiden. Dies schon deshalb, weil Schmitt selbst sie bis jetzt nur in aphoristischer Form vorgetragen hat. Wenn man sich aber schon einmal an Carl Schmitts Begriffe hält, dann sollte man doch ruhig zugeben, daß heute in Deutschland das „Entscheidungsdenken" (Das Gesetz als „objektiver Führerwille"!) eine mindestens ebenso große Rolle spielt wie das „konkrete Ordnungsdenken". Übrigens ist Herrn Mühlemeiers Interpretation des „Ordnungsdenkens" doch wohl eine starke Verwässerung der Schmittschen Gedankengänge.

Was die Analogie im neuen deutschen Strafrecht anbelangt, so läßt sich einiges dafür und sehr vieles dagegen sagen. Ein ganz unmögliches Argument ist aber der Hinweis auf Art. I ZGB. Wenn Herr Mühlemeier den radikalen Unterschied zwischen strafrechtlicher und zivilrechtlicher Analogie nicht spürt, dann kann man das nur bedauern. Im Zivilrecht geht es meist um Vermögenswerte, im Strafrecht um Ehre, Freiheit und Leben. Daß die Strafrechtsanalogie in Deutschland „die Einengung des straffreien Raumes zu Lasten des Rechtsbrechers und damit zugunsten der sozialen Elemente" bedeutet, kann man doch nur sagen, wenn man sich die nationalsozialistischen Wertungen zu eigen macht. Es mögen sich gelegentlich Gewissenskonflikte für diejenigen ergeben, die diese Wertungen von Amts wegen zu berücksichtigen haben. Herr Mühlemeier, der nicht unter diesem Zwang steht, sollte sich solche Identifizierungen lieber ersparen. Wo davon die Rede ist, es sei der Staat in Deutschland Organ der Partei, wäre ein Hinweis darauf, daß in dieser Hinsicht eine auch von Carl Schmitt angedeutete Ähnlichkeit mit dem bolschewistischen System besteht, am Platze (Dazu Waldemar Gurian,

Bolschewismus als Weltgefahr, Luzern 1935, Vita Nova Verlag). Daß Erbhof- und nationalsozialistisches Betriebsrecht ihrem Werte nach zwar nicht öffentlich, aber nichts weniger als heftig, umstritten sind, ist bekannt.

Von der Judenfrage sagt Herr Mühlemeier, es sei „eine Befriedung auf diesem Gebiet erreicht" und den Juden, die „vorher sozusagen vogelfrei und rechtlos waren", eine „ganz bestimmte Rechtsstellung eingeräumt" worden. Das stimmt weder formal noch sachlich. Wörtlich genommen waren die Juden in Deutschland nie vogelfrei. Denn niemals konnte in Deutschland jeder beliebige Nichtjude jeden beliebigen Juden umbringen. Daß die Juden aber seit den Nürnberger Gesetzen auch nur in einer größern formellen Rechtssicherheit leben, kann nicht behauptet werden. Hält man sich aber nicht nur an rein formale Gesichtspunkte, betrachtet man die wirkliche Sachlage, so kann man die Situation, in der die deutsche Judenheit lebt, weder „Befriedung" noch „Rechtsstellung" nennen. Ich denke dabei gar nicht unbedingt an die Tatsache, daß den Juden in Deutschland die Gleichberechtigung vorenthalten wird. An sich ist natürlich „Befriedung" und „Rechtsstellung" auch ohne Gleichberechtigung möglich auf dem Fuße der reinen Über- und Unterordnung. Das ist z. B. in vielen Kolonien der Fall. Es ist aber eine Tatsache, auf die gerade Carl Schmitt aufmerksam gemacht hat, daß es keine vernünftige Über- und Unterordnung, ja überhaupt keine echte Legimität und Legalität gibt ohne den Zusammenhang von Schutz und Gehorsam. Dieser Zusammenhang wird zwar auch in § I des Nürnberger Reichsbürgergesetzes angetönt. Er besteht aber mit Bezug auf wichtige Lebensbereiche zwischen dem deutschen Staat und seiner jüdischen Bevölkerung tatsächlich nicht. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist der Umstand, daß für die Ehre der deutschen Judenheit in Deutschland nicht nur kein Schutz besteht, sondern daß diese Ehre in einer oft nicht wiederzugebenden Weise in amtlichen, halbamtlichen und privaten Verlautbarungen ungestraft verletzt wird. Wer auch nur eine Ahnung von der Funktion der Ehre im sozialen Leben hat, der weiß, was das bedeutet. Der deutsche Staat läßt übrigens selbst immer wieder betonen, daß die Ehre als eines der wichtigsten Rechtsgüter anzusehen sei. Wie kann man von „Befriedung" und „Rechtsstellung" sprechen, wenn ein Staat einen Teil seiner Bevölkerung in einem Rechtsgut nicht schützt, das er selbst bei jeder Gelegenheit als wichtig und wertvoll bezeichnet? Ulpian.

DIE KRISE DES PAZIFISMUS.

Mit der Auf — ja Überwertung der Begriffe von Staat und Nation ist der stark verbreitete Nachkriegspazifismus der sogenannten „Non Défense" vollständig zusammengebrochen. Die gefühlsdurchtränkte, wirklichkeitsfremde Friedensbewegung des letzten

Jahrzehnts, unter deren Dach sich alle möglichen Internationalisten und Dienstverweigerer einfanden, war in ihrem Idealismus überbordender denn je eine Pax-welle zuvor. Ihre Anhänger glaubten durch Abschaffung der letzten Justiz des Völker„rechts" — der A r m e e — das Verbrechen des Krieges auszurotten, oder aber durch passives Verhalten dem Angreifer gegenüber den internationalen Terror abkürzen zu können; sie waren bereit, auf die staatliche Eigenart Verzicht zu leisten und verkannten damit den immerwährenden unersetzlichen Wert der eigenstaatlichen Gemeinschaft. Der übersteigerte Friedensidealismus dieser Richtung war eher geeignet, den Pazifismus überhaupt in Mißkredit zu bringen, und hat letztendlich während der nationalistischen Stürme den unbändigen und sturen Haß gegen alles „Pax"hafte ausgelöst. Schon 1925, als die Friedenshoffnungen am höchsten gespannt waren, sahen sich die Pazifisten à outrance genötigt, angesichts der Auferstehung eines westlichen Sicherheitspaktes (Locarno), ihre Akten zu revidieren. Vier Jahre später, als die Friedenstaube wenigstens auf sämtlichen eidgenössischen Postsachen — wenn auch nicht in persona — durch die Welt flog, und in Genf jahrelang die Abrüstung verhächelt wurde, erfolgte eine zweite Abschreibung der Ideale der „Non Défence"-Leute: Sie mußten sich ungewollt langsam von der totalen Abrüstungsidee lösen und zur Idee der kollektiven Sicherheit einschwenken. Zur entsetzlichen Verwirrung vollends kam es in den Gemütern jener Art Leute beim Ausbruch des italo-abessinischen Krieges, als ihnen das Dilemma bevorstand, sich entweder nach strenger Dogmatik ihrer Lehre für die ungestörte Eroberung Aethiopiens durch Mussolini *einzusetzen,* oder aber, unter Brechung des eigenen Prinzips, durch strikte Befürwortung der Anwendung des Sanktionenartikels einen Völkerbundskrieg heraufbeschwören zu müssen. Im Herbst letzten Jahres sind denn auch unter dem Eindruck dieser Ereignisse die letzten total pazifistischen Gruppen zermürbt worden: Der greise George L a n s b u r y hat sich aus pazifistischen Gründen gegen die Sanktionierung eingesetzt und ist zuletzt als langjähriger Führer der Labouropposition im Unterhaus zurückgetreten. In Australien hat sich die Arbeiterpartei aus pazifistischen Gründen gegen das Einschwenken in die Sanktionsfront ausgesprochen; der Pazifismus war dort also noch stärker als das Ressentiment gegen den Faschismus. Ein groteskes Bild: der Pazifismus à outrance hatte aus innern Erwägungen heraus den Krieg zu tolerieren!

Für den Großteil der Staaten hat sich damit dieser zehnjährige Wahn als nicht mehr lebensfähig erwiesen. In Europa besonders wurden die bisherigen antimilitaristischen, pazifistischen Grundsätze spontan über den Haufen gerannt. Die sozialistischen Kreise vor allen verschrieben sich plötzlich dem Völkerbund „der Bourgeoisie", stimmten für das Prinzip der kollektiven Verpflichtungen und traten für eigene Aufrüstung der Nationalstaaten ein. Zudem verschmolz

die damalige Sanktionsfreundlichkeit mit der Feindschaft gegenüber dem Faschismus. Unversehens wurde der frühere Pazifismus der „Non-Défence" und der Wirklichkeitsscheu in den Mantel des Antifaschismus gesteckt, der ihm von neuem andersgeartete starke Antipathien eintrug. In dieser Maskerade trat der Pazifismus vor einigen Monaten am Genfer Weltjugendkongreß und am Rassemblement universel pour la Paix auf. Ich hatte Gelegenheit, den „Welt"-kongreß der „Jugend" von der Tribüne aus zu verfolgen: Der überwiegende Teil der Vertreter setzte sich aus Linksgruppen, aus pathologischen Antimilitaristen und Dienstverweigerern zusammen (das mag für den angelsächsischen Teil der Delegationen nicht stimmen). Aber in die Defensive und unter die „Vogel friß oder stirb"-Devise gedrängt, gebärdeten sie sich alle als Völkerbundsfreunde und sangen Hohelieder auf die kollektive Sicherheitsidee, die eben letzten Endes auch den Krieg als Instrument des Friedens benützt. Ich meine, daß solche Kongresse aber gerade dem Frieden sehr wenig dienen; daß ausgerechnet sie es sind, die den Begriff „Pazifismus" in eine gewisse Anrüchigkeit hüllen, und daß sie eben abgesagt werden sollten, wenn es den Veranstaltern nicht gelingt, wirklich die gesamte Jugend der Welt unter einem Dach zusammenzubringen. Die Hitlerjugend und die faschistischen Jugendorganisationen, wie verschiedene Mittel- und Rechtsgruppen andrer Länder blieben dem Treffen fern. Und zwar auch deshalb, weil eben der Pazifismus der Nachkriegszeit neuerdings hinter einer fatalen parteipolitischen Einseitigkeit verschwindet. Solange sich die Friedensbewegung von diesen Attributen nicht emanzipiert und solange sie zum großen Teil nur eine Defensivgemeinschaft gegen ein anderes Ungeheuer als Krieg darstellt — denn Faschismus darf eben doch keineswegs mit Krieg gleichgesetzt werden (wie auch der Bolschewismus nicht!) —, solange wird die Krise des Pazifismus andauern. Und ebenso lange wird jede echte, gesunde und wirklichkeitsnahe Friedensbestrebung mit einem unüberwindlichen Ressentiment der Massen zu kämpfen haben. Bis dahin bleibt die wahre Völkerbundsidee toter Buchstabe.

Dieser doppelte Irrweg, den der Pazifismus genommen hat, hat jedenfalls dem bewußt antikollektivistischen Zug der modernen Diktatoren mächtig Auftrieb gegeben. Einem Mussolini und einem Hitler wäre es nicht so leicht gelungen, die vorgängige Welt durch Verspottung der kollektiven Sicherheitsidee lächerlich zu machen, wenn sie nicht zugleich die sog. „bolschewistische Kulissenspielerei oder die Weltabgewandtheit der dahinterstehenden Freunde" mit — gelinde ausgedrückt — einem leisen Anflug von Recht ans Kreuz nageln könnten. Für diejenigen, die aus dem Zerfall der Kollektividee nationalen Gewinn schlagen wollen, liegt jedenfalls in den Schwächen des bestehenden Pazifismus ein nicht zu unterschätzendes Argument. Selbst in andern Staaten als den Diktaturen ist der Ab-

fall vom Glauben an den Frieden und an den unteilbaren Frieden erschreckend: Wie eine Windfahne hat die Stimmung am Mittelmeer umgeschlagen: wenn noch im Frühling dieses Jahres die britischen Kriegsschiffe Italien gegenüber den drohenden Beweis erbringen sollten, daß Krieg alle angehe und unteilbar sei, schnurren heute die gleichen britischen Dreadnoughts, die deutschen, italienischen und französischen Kreuzer um die brennende iberische Halbinsel herum, um einander gegenseitig auf Einhaltung der Teilbarkeit des Krieges und des Friedens zu überwachen. Die internationale Politik geht auf Bahnen, die nach einem Ausdruck Garvins auf „maximum of defence and minimum of committment" ausgeht, und in Berlin werden gar schon die Köpfe rot, wenn London oder Paris nur den zukünftigen Westpakt zusammen mit einem zu planenden Ostpakt in den Mund nimmt.

Beliebt ist auch heute bei den Großmächten wieder die Neutralität der Vorkriegsschweiz — das allgemeine Stillesitzen der Kleinstaaten. Geschmeichelt beginnt mit vollen Brusttönen mancher simple Eidgenosse das Hohelied auf den „universellen oder europäischen Sieg" der außenpolitischen Grundsätze der Schweiz zu singen und merkt dabei nicht, daß dieses ureigene Staatsprinzip an jenen andern Stellen bewußt als stärkste Stütze der Machtpolitik einiger Großmächte angewendet werden soll, indem dadurch die nachbarlichen Kleinstaaten oder kleineren Staaten von gegenseitigen Beistandspakten isoliert werden.

Die totale oder absolute Neutralitätspolitik, die angesichts des Zerfalls der Völkerrechtssatzungen der Nachkriegszeit (denken Sie nur an die abessinische Angelegenheit und an die Notwendigkeit eines Nichteinmischungskomitees) wieder Mode zu werden droht und auch andere Staaten als die Schweiz anzustecken beginnt, würde als Generalprinzip europäischer Politik die Schwächung und wahrscheinlich auch den Untergang gewisser Kleinstaaten bedeuten. Denn schließlich zieht die Schweiz aus ihrer Neutralitätsparole nur Gewinn, wenn nicht alle ihre Nachbarn dem gleichen Prinzip huldigen, und wenn sie neben ihrer Landesverteidigung auch auf den Beistand anderer Mächte hoffen darf im Falle eines Angriffes von irgend einer Seite. Neben unserer Armee bauen wir ebenso stark auf eine gewissermaßen regionale Kollektivsicherheit auf, wenn wir an die wirksame Verteidigung unseres Landes denken. Wenn auch die universalistische Kollektivverpflichtung, wie sie im 16. Artikel des Völkerbundstatutes niedergelegt ist, mehr und mehr sich zur utopischen Ideallösung entwickelt, und kaum noch als reales Friedensinstrument betrachtet werden kann, bekommt namentlich für unser Land der gegenseitige Garantiepakt gegen irgend einen provozierten Angriff in einem begrenzten Raum immer mehr Gewicht. Selbstverständlich ist für mich, — wie ich das schon in

einem früheren Aufsatz angedeutet habe —, daß die Schweiz daran nur als reichlich passiver Teil interessiert werden kann, und niemals auf Kosten eines regionalen Sanktionenbundes, der auf den Prinzipien der Aktionen des Völkerbundes beruhen würde, ihre Neutralitätspolitik voll aufgeben dürfte. Jedenfalls erhellt sich aber aus diesen eigenen eidgenössischen Interessen, daß wir fest auf dem Boden des kollektiven Prinzipes stehen müssen und jede Form der generellen Neutralisierung oder das System der beidseitigen Nichtangriffspakte zwischen großen und kleinen Staaten abzulehnen haben. Es ist unbegreiflich, daß diese Zusammenhänge in unsern Tagen im Haus des Eidgenossen nicht mehr Einsicht finden und daß wir von den Vorgängen im Ausland, die auf Zerstörung des kollektiven Prinzipes hingehen, mit einer Interesselosigkeit und Leidenschaftslosigkeit reden, die den eigenstaatlichen Interessen zuwiderläuft und die uns in das Bild eines fast ratlosen, fatalistischen Volkes setzen. Verschämt jedenfalls mußten wir es uns gefallen lassen, vom „Völkischen Beobachter" und später auch von der „Frankfurterzeitung" der wachsenden Apathie gegenüber den Grundsätzen des Völkerbundes gelobt zu werden. In der Schweiz hat sich in den letzten Monaten ein derart heftiger Umschwung in der öffentlichen Meinung gegen den Pazifismus überhaupt für einen beschränkten kurzsichtigen und unmoralischen Wehrgeist — (mit Verlaub: nicht jeder Wehrgeist ist heroisch) — vollzogen, daß geradezu in den benachbarten demokratischen Ländern mit Bedauern darüber gesprochen wird. Ich bin überzeugt, daß unsere vielleicht gerechte Reaktion gegenüber einem utopischen Pazifismus in ihrem Radikalismus stark überbordet ist. Wenn z. B. einer, der die Landesverteidigungswoche an der E.T.H. in ihrer Einseitigkeit kritisiert, der den Sinn der Wehrfragen-Beratungsstelle nicht recht begreifen will oder mit gemischten Gefühlen den Wehranleiheklängen der Kirchenglocken zugehört hat, von der Minute an als Antimilitarist oder gar als Landesverräter gebrandmarkt wird, ist das einfach ein ungesunder Zustand, der einer kleinstaatlichen Demokratie unwürdig ist. Unter der Maske einer kurzsichtigen, rein militärischen Wehrgesinnung, die nicht einmal dem eigenstaatlichen Egoismus gerecht werden kann, schleicht sich wie ein Dieb in der Nacht ein gewisser Gesinnungsterror ein, der dem sozialen Frieden im Landesinnern einst gefährlich werden könnte. Es darf nicht sein, daß die Eidgenossen heute den Rückzug antreten zu jenem Ort, wo der Soldat nur noch als einziger Götze dasteht. Erschreckend wäre es, wenn wir uns in diesen letzten Pessimismus, in diese Neutralitätsphase im letzten Register verkriechen müßten, wo der Ausblick in die Zukunft sich auf das Bangen vor dem sicheren Krieg verengt. Solange es noch Mächte gibt, die noch ehrlich für die Erhaltung des Friedens arbeiten (und es gibt noch solche), solange hat auch die Schweiz, schon aus bloßen kleinstaatlichen Interessen, für die Festigung der kollektiven Haltung

der Völker einzustehen und den überhandnehmenden Separatismus in den völkerrechtlichen Beziehungen (der nur zur Vergewaltigung des Schwächeren führen kann) aufs schroffste abzulehnen. Aus der Überzeugung heraus, daß die Schweiz mit der Befürwortung eines regionalen Kollektivprinzipes zugleich auch ihre ureigenen Interessen vertritt, schöpfen wir die Kraft, den krankhaften Pazifismus der Nachkriegsjahre mit einem gesunden, unvergleichbar wirklichkeitsnahen Eintreten für die Sicherung des Friedens zu überwinden.

Kommilitonen, der Charakter des Akademikers ist einer der reinsten Spiegel dieses allgemeinen Gesinnungsumschwunges. Wir müssen als erste aus diesem Irrweg zurück. So hoch wir auch die militärische Landesverteidigung loben: sie ist doch nicht das einzige Mittel, das unsere Existenz garantieren wird! **Franz Aschinger.**

FESTLICHKEIT BEI LEHMANNS.

Amerikanische Humoreske von Fred Birmann.

Jeder gute Genius behüte jeden guten Menschen vor einem um ein lächerliches Dutzend Jahre älteren Bruder, der aber so tut, als wäre er um Aeonen älter, und der deshalb sämtliche Vaterschafts- und Geltungskomplexe der Weltgeschichte für sich beansprucht! Dieser fromme Wunsch nährt sich an Erfahrungen. Denn mir hat das unergründliche Schicksal einen solchen Bruder beschert. Oder chronologisch richtiger ausgedrückt: Ich ward ihm beschert, nachdem er während besagter Aeonen das Gras hatte wachsen hören und daraus seine überlegene Weltklugheit schöpfte, was ihn zum fanatischen Amateurpädagogen stempeln mußte. Meine zarteste Kindheit glich daher ganz dem Dasein in einem auf spartanisch-preußische Drillmethoden eingestellten Hundezwinger. Dank raffiniertester Dressurtechnik brachte man mich unter anderem dazu, eine Schüssel voll Sauerkraut, das ich nicht ausstehen konnte, innerhalb weniger Sekunden in den weinerlichen Schlund zu pfropfen, um es dann wieder mit Gepolter von mir zu geben, welches letztere allerdings im Programm nicht vorgesehen war.

Wieder vergingen Aeonen. Für mich waren es bloß Jahre, beglückende Jahre, Flegeljahre, die ich mit Inbrunst genoß. Denn das sauerkrautige Schreckgespenst meiner Kindheit war unversehens von mir gewichen. Mein Bruder war, geschmückt mit einem tadellosen Schneideranzug und mit einem nicht minder tadellosen Hochschuldiplom, nach Amerika ausgewandert, um dort zum überragenden Übermenschen von übermorgen auszureifen. In einer jener Anwandlungen von tantenhaftem Idealismus, in denen man die größte Dummheit mit rosafarben verklärten Kindergesichtchen begeht, ließ ich mich nun eines Tages von ihm überreden, ihn auf seiner märchen-

haften Besitzung irgendwo im wilden Westen Amerikas aufzusuchen, „um meinen Horizont zu erweitern", wie er sich in jenem Briefe verständnisvoll ausdrückte. Und da es mir nicht eingefallen war, mich zuvor zum Meisterboxer oder Universitätsprofessor auszubilden, ich also außer einem tadellosen Schneideranzug nichts zu bieten hatte als meine menschliche „Horizontenge", geschah das Unvermeidliche: Ich wurde zur Ursache des Dammbruchs, der in brodelndem und zischendem Durcheinander sämtliche im Laufe der weiteren Entwicklung der Weltgeschichte angestauten Vaterschafts- und Geltungskomplexe freigab.

Wenigstens wußte ich nun, was ich mir künftig unter gewaltsamer „Horizonterweiterung" vorzustellen hatte: Eine Mistgabel, eine Baumsäge, ein paar verdorrte Apfelbäume und Brombeersträucher, meterhohes Unkraut und einige störrische Kühe, die sich ewig von ihrer Leine losreißen, um das Weite und einen Stier zu suchen, und dies alles in Beziehung gebracht mit der Auffassung, daß der Mensch die Krönung der Schöpfung sei und sich in dieser Eigenschaft bei Morgengrauen zu erheben und während des Restes des Tages für die Bändigung der chaotischen Naturtriebe in sich und um sich zu wirken habe.

Da rauschte mitten in mein mönchisches Sträflingsdasein die Versuchung. Sie kam aus der feinen Welt, wo man die Sache mit der „Krönung der Schöpfung" nicht mehr so ernst nimmt, nebenbei gern ein Glas Whisky zu viel trinkt und am darauffolgenden Tage das Morgengrauen ganz gründlich verschläft.

Freitagnachmittag steckte ich noch in einem stoppelbärtigen Panzer aus Erdverbundenheit. Freitagabend war ich aufgeblasener Dandy in einem Frack aus weißem Seidenstoff und mit einer Nelke im Knopfloch. Aber mein Bruder hatte mir noch immer etwas voraus: Er duftete aufdringlich nach Parfum und präsentierte einen grauen Zylinderhut, wie ihn englische Aristokraten und verstaubte Schulmeister aus Wedekind-Stücken zu tragen pflegen. Als er sich ihn überstülpte, sagte er salbungsvoll:

„Eigentlich war es nicht meine Absicht gewesen, den Punkt ‚Benehmen in feiner Gesellschaft' in unser Erziehungsprogramm einzubeziehen. Aber da Mrs. und Mr. Leeman nun einmal darauf bestehen, dich kennen zu lernen, benütze ich die Gelegenheit, um auch deine Umgangsformen, die ja wie alles andere recht viel zu wünschen übrig lassen werden, aufs gründlichste zu revidieren. Ich wiederhole, daß ich dich heute abend in die vornehmsten Kreise unseres Landes einführen werde. Mr. und Mrs. Leeman selbst besitzen ein Vermögen, mit dem sie halb Europa aufkaufen könnten. Was sonst noch in ihrem Hause anzutreffen ist, stammt garantiert aus Multimillionärskreisen. Also: passe dich nach Möglichkeit dem hohen Niveau an. Wehe dir, wenn du mir Schande bereiten solltest!"

Ich salutierte untertänigst, und weg sausten wir im Hundertkilometertempo einem maurischen Palast entgegen, der es sich auf einem parkumsäumten Hügel inmitten feenhafter Wasserspiele wohl sein ließ. Drinnen aber drängte alles auf düstre Gotik. Orgeltöne und ganze Schwärme feierlicher Pagen warben um unsere Gunst und die Wahrung unserer Haltung. Denn mit einem Male umfing uns eine mittelalterliche Kathedrale, in der man sich vorkam wie eine Maus im Bauch eines Ozeanriesen und förmlich Deckung suchte vor dem überwältigenden Ansturm des Raumes. Wir fanden Unterschlupf in einer Ecke, wo sich die Hausbar befand, darüber die unvermeidliche Mona Lisa und der ebenso unvermeidliche Blue Boy und dahinter der Schloßherr, Mr. Leeman, der eine jener altdeutschen Vielfraßphysiognomien hatte, die einen stets an am Spieß gebratene Ferkel und damit verbundene Gelage auf Raubritterburgen erinnern.

Wir hatten kaum an unserem Cocktail, Mr. Leemans ureigenster und unter unmenschlichen körperlichen Anstrengungen entstandener Schöpfung, genippt, als mir der Schreck ordentlich in die Glieder fuhr: Aus dem gotischen Dämmerlicht der Kathedrale schälte sich ruckweise eine Gestalt, die das Höchstmaß an gespenstischer Dürre und jungfräulicher Fleischlosigkeit darstellte, das mir je vorgekommen war. So mußte Maria Stuart fünf Jahre nach ihrer Hinrichtung ausgesehen haben. Hier aber handelte es sich um die ehrbare Miss Hutchinson, Präsidentin ungezählter wohltätiger und geselliger Vereinigungen von der „Frauenliga gegen Tierquälerei" bis zum „Klub der Gemüse- und Blumenfreunde", Märtyrerin des Volkswohls durch aufreibende Mitarbeit an humanitären Veranstaltungen, wie Säuglingsschönheitskonkurrenzen und Katzenausstellungen, Gegnerin aller sittlichkeitsschädigenden Faktoren vom alkoholhaltigen Getränk bis zum rückenfreien Abendkleid. Miss Hutchinson machte den Eindruck einer Heiligen, deren einzige Sorge es ist, möglichst preiswert und möglichst offiziell in den Besitz eines kleidsamen Heiligenscheines zu kommen. Augenblicklich aber war sie ganz ihr irdisches Selbst und eitel Herablassung. Ruckweise näherte sie sich mir.

„Hier sind Sie ja, Mr. Freddie!" gackerte sie los nach einem demonstrativen Nasenrümpfen zu Lasten von Mr. Leemans Cocktailkünsten. „Ach, ich habe eine große Bitte an Sie. Stellen Sie sich vor, kam doch da meine Großtante im Zeppelin aus Europa zurück und brachte mir aus Deutschland ein entzückendes Zwerghündchen aus altpommerschem Fürstenadel mit. Nun dachte ich mir, daß man dem süßen Ding doch seiner Herkunft gemäß einen deutschen Namen geben müsse. Da wissen Sie mir sicherlich Rat. Was halten Sie von einem Namen wie ‚Grätschen'?"

Und wie ich mit dem besten Willen nichts davon halten konnte, kam es ruckweise, belehrend und vorwurfsvoll:

„Grätschen, das war doch der fürchterliche Kanzler, der den deutsch-französischen Krieg entfachte. Das sollten Sie doch wissen."

„Grätschen —?" der Verstand drohte mir stillzustehen. Noch ganz in Bewunderung der mutigen Dame zerflossen, die trotz des patriarchalischen Alters, das sie als Miss Hutchinsons Großtante haben mußte, im Zeppelin nach Deutschland geflogen war, um dort pommersche Zwerghündchen einzukaufen, traf mich die Nachricht von dem fürchterlichen Kanzler Grätschen, der den deutsch-französischen Krieg entfacht haben sollte, wie eine unlösbare Examensfrage und stürzte mich in völlige Ratlosigkeit.

„Grätschen —?" wiederholte ich nachdenklich und erkannte blitzartig Zusammenhänge: „Ach so! Sie meinen wohl G r e t c h e n! Na, das ist was anderes! Das war kein fürchterlicher Kanzler, sondern eine harmlose germanische Schwanenjungfrau, an der sich verschiedentlich Goethes Phantasie entzündete. Der Mann, den Sie offenbar im Auge haben, hieß B i s m a r c k."

„Natürlich! Bismarck! kreischte Miss Hutchinson, nicht im geringsten eingeschüchtert durch meine maßregelnde Improvisation, „nun, was halten Sie von ‚Bismarck'?"

„Nichts"; antwortete ich gelassen, „aber wenn ich meinem Schoßhündchen durchaus einen Namen aus dem deutschen Heldenleben geben sollte, so würde ich mich für ‚Wotan' entscheiden. Das ist am Zeitgemäßesten."

Ich hatte nicht Muße, die verdienten Dankesworte abzuwarten; denn meine ganze Aufmerksamkeit wurde plötzlich anderweitig in Anspruch genommen. Durch die Kathedrale flutete mit einem Male alles Licht, das je europäische Krönungssäle erhellt hatte. Auf der Altarseite, wo sich eine teppichbelegte Marmortreppe in den Himmel türmte, entzündeten himmelblau-goldene Lakaien in orientalischen Opferkelchen indisches Räucherwerk und nahmen dann in militärischer Haltung Aufstellung längs den Treppenbalustraden. Nun endlich hatte ich es raus, woher die Revuebühnen der Welt ihre tollen szenischen Einfälle bezogen: Aus Mrs. Leemans phantastischer Hofhaltung!

Bei ihrem Erscheinen zu oberst auf der teppichbelegten Himmelstreppe war sie ganz Silhouette, von goldener Helligkeit umfluteter Umriß. Ach, wäre es doch dabei geblieben! Aber die schwammigen Konturen kamen näher, tauchten unter im Licht des Saales und füllten sich aus zu erschütternden Tatsachen. Zuerst gewahrte man nichts als schillernde Brokatmassen, die sich bald darauf als geniales Kostümgemisch aus viktorianischem Stilkleid, römischer Toga und spanischer Mantilla entpuppten, auf dem Mrs. Leemans edles Haupt thronte so ahnungs- und beziehungslos wie ein Tiroler Knödel auf einem Heuhaufen. Und dieser süße Frauenkopf wiederum bestand aus lauter Widersprüchen. Wie sympathisch eigenwillig stach

doch da ein nach oben gestülptes Backfischnäschen aus seiner Umgebung, um deren Wesensbestimmung schon die verschiedenartigsten Mächte miteinander im Streite lagen: ein sinnlicher Mund mit knallrot übertünchtem Lippengewoge, mongolisch-dämonische Augenbrauen über nadelkopfartigen Schweinsäugelchen, eine furchterregende Diktatorenstirne, die sich sichtlich bemühte, aus Neandertaler Hügelland gebieterisch und endlos emporzustreben, jedoch gleich zu Beginn daran durch eine negroide Invasion schwarzer Dauerwellen gehindert wurde.

Nun wäre ich sicherlich auf alles gefaßt gewesen. Ja, die ganze Theatralik von Mrs. Leemans Auftritt schrie geradezu nach einem Schluß- und Knalleffekt, nach etwas wie „Isoldes Liebestod" oder „Huhu, verruchte Häscher!" Ich hätte auch gar nichts dagegen gehabt, wenn sich Mrs. Leeman, an der irdischen Mündung der Himmelstreppe angelangt, eigenhändig als sterbender Schwan produziert und sich ihre Seele in Form eines weißen Kaninchens himmelwärts verflüchtigt hätte. Aber nichts von alledem geschah, sondern etwas viel Furchtbareres.

(Fortsetzung folgt.)

VOM STUDENTENHEIM AN DER E.T.H.

Dem Jahresbericht 1935/36 (März bis April), den der Präsident der Genossenschaft, Prof. D. A. Rohn, Präsident des Schweiz. Schulrates, der diesjährigen Generalversammlung am 5. Juni erstattete, ist zu entnehmen, daß auch das Studentenheim, wie alle andern Wirtschaftsbetriebe, unter der Krise zu leiden hat. Durch gesteigerte Rationalisierungsmaßnahmen, die jedoch die Gäste in keiner Weise zu spüren bekamen, sowie durch sehr starke Zurückhaltung in den Ersatz- und Neuanschaffungen, konnte die Auswirkung des Einnahmenrückgangs gegenüber dem Vorjahr zwar etwas gemildert werden.

Die Betriebsrechnung 1935/36 der Genossenschaft schloß bei Fr. 41,504.17 Einnahmen und Fr. 35,261.76 Ausgaben mit einem Aktivsaldo von Fr. 5,882.41 ab, so daß die Genossenschaft ihrer Verpflichtung zur Verzinsung des verzinslichen Teiles des Genossenschaftskapitales — zu 3½% — nachkommen konnte.

Die Einnahmen des vom Schweizer Verband Volksdienst auf Rechnung der Genossenschaft geführten Wirtschaftsbetriebes beliefen sich im Berichtsjahre auf Fr. 410,992.42 (Vorjahr Fr. 448,971.55), die Betriebsausgaben auf Fr. 383,495.23 (Vorjahr Fr. 421,650.16). Die Einnahmen sind somit um rund 8%, die Ausgaben um rund 9% zurückgegangen. Die Gründe für den Einnahmenrückgang bildeten eine etwa 5%ige Abnahme der Gästezahl und vor allem die Tatsache, daß die Gäste sparsamer geworden sind. Im Jahre 1932/33 betrug die Verbrauchsquote per Gast und Konsumation 94 Rappen, im Jahre 1934/35 81 Rappen, im Jahre 1935/36 noch 78 Rappen, d. h. seit vier Jahren ist ein Rückgang um 17% festzustellen. Während diese Senkung in den

Vorjahren teilweise auf eine Verbilligung der verkauften Speisen und Getränke zurückzuführen war, ist dies beim Rückgang von 1934/35 auf 1935/36 nicht der Fall. Ausschlaggebend waren diesmal vielmehr ausschließlich die Minderausgaben der Gäste, da Preissenkungen infolge des schon damals stetigen Steigens der Lebensmittelpreise — für Fleisch, Oel, Zucker, Mehl, usw. — leider nicht durchführbar waren.

Es versteht sich von selbst, daß Preiserhöhungen im Studentenheim auch ohne das für die schweiz. Volkswirtschaft unerläßliche bundesrätliche Verbot nur im äußersten Notfall vorgenommen worden wären. Immerhin ist doch sehr zu bedenken, daß seit Anfang Oktober die Preise fast aller Lebensmittel — nicht nur der luxuriösen, sondern auch der sogenannten lebenswichtigen — erneut gestiegen sind, was für einen Wirtschaftsbetrieb, der mit einer so kleinen Gewinnmarge arbeiten muß, wie das Studentenheim, eine starke Belastung bedeutet. Bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Fragen des Studentenheimes ist ferner immer auch darauf Bedacht zu nehmen, daß vom ganzen Jahre nur während vier Monaten ein voller Betrieb möglich ist und daß das Heim im Sommer während sechs bis sieben Wochen ganz geschlossen werden muß. Die Voraussetzungen für eine rationelle Betriebsgestaltung sind somit recht ungünstig.

Über das gesellige und geistige Leben im Studentenheim braucht im Zürcher Student nicht ausführlich berichtet zu werden. Die Gäste kennen die Vorzüge des Studentenheimes; es ist seit seinem Bestehen der Ort, wo sich alle „Abteilungen" und „Fakultäten" zum ernsten Gedankenaustausch oder zur gemütlichen Unterhaltung treffen. Daneben sind die vielen Zeitungen und Zeitschriften aller Sprachen und Länder, die im Café und im Naville-Zimmer aufliegen, sehr geschätzt. Auch die kleine Handbibliothek erfreut sich stets eines guten — leider manchmal auch unerlaubten — Zuspruchs. Viele studentische Vereinigungen halten ihre Zusammenkünfte regelmäßig im Studentenheim ab, so daß die Räume des ersten Stockes — dessen Betrieb die Rechnung übrigens nicht unwesentlich belastet — allabendlich erfreulich belebt sind. Die Mensa II ist nach dem Nachtessen zum eigentlichen Musikraum geworden.

Die Generalversammlung vom 5. Juni 1936 bestätigte den bisherigen Vorstand der Genossenschaft mit Herrn Schulratspräsident Prof. Dr. Rohn als Präsident, Generaldirektor Dr. Dübi (Gerlafingen) als Vizepräsident, Prof. Dr. H. Leemann als Quästor und dem Präsidenten des Verbandes der Studierenden an der E.T.H. als Aktuar. Ferner gehören dem Vorstand der Direktor der eidg. Bauten, die jeweiligen Rektoren der E.T.H. und der Universität Zürich, Herr Arch. A. Peter, als Vertreter des Verbandes der ehemaligen Studierenden an der E.T.H. (G.e.P.) und als Vertreter der Stadt Zürich Herr Finanzinspektor P. Ebinger an.

Die unmittelbare Leitung des Studentenheimes ist einer Betriebskommission übertragen; sie setzt sich zusammen aus Dr. H. Boßhardt als Vorsitzendem, Assistent dipl. ing. agr. R. Salzmann, der im Studentenheim wohnt, Prof. Dr. Eichelberg (E.T.H.), Prof. Dr. Leemann (E.T.H.) und Prof. Dr. Spoerri (Universität), sowie zwei Vertretern des Verbandes der Studierenden an der E.T.H. (zurzeit die Herren Rutishauser, chem., und Voegeli, ing. agr.), und einem Vertreter der Studentenschaft der Universität (zurzeit Herr Kubli, oec.). Die Betriebskommission nimmt Anregungen der Gäste jederzeit zur Prüfung entgegen. Notwendig ist aber vor allem, daß die Studenten selbst durch ihren Besuch eine wirtschaftlich und auch in allen übrigen Beziehungen gute Führung des Studentenheimes ermöglichen. Die Genossenschaft hat kein anderes Ziel im Auge, als den Studierenden Zürichs durch das Studentenheim einen Dienst zu erweisen. Diesem Bestreben kann die Genossenschaft dann am besten gerecht werden, wenn die Studierenden selbst ihr Interesse für das Studentenheim bekunden.

(Mitgeteilt von der Genossenschaft Studentenheim an der E.T.H.)

BUCHBESPRECHUNG.

NEUENBURGER WEIHNACHTSSPIEL.

Aus dem Französischen übertragen von Georg Thürer in der „Reihe schweizerischer Volksspiele" Heft 14. Verlag Tschudy, Glarus.

Die „Reihe schweizerischer Volksspiele" ist mit diesem Weihnachtsspiel um einen wertvollen Beitrag erweitert worden. Nur wer sich selber für die Laienspielbewegung interessiert, weiß die Bedeutung dieser Reihe schweizerischer Volksspiele so recht zu würdigen. Wie lange haben wir Schweizer doch dieses so wertvolle Jugendbildungsmittel ganz außer acht gelassen. Und da, wo wir uns damit beschäftigt haben, suchten wir vergeblich die schweizerischen Laienspieldichter. Immer mußten wir zu deutschen Laienspielen greifen. Die deutsche Jugendbewegung hat den Laienspielgedanken schon lange aufgenommen, und ihre Erzeugnisse auf diesem Gebiete sind ganz bedeutend. Denken wir nur an ein Stück wie Christophorus.

Vor einiger Zeit nun haben sich Freunde des Laienspieles zusammengetan und sich nach Stoffen, die sich besonders für unser Volksempfinden und zur Heranbildung unserer Jugend eignen würden, umgesehen. Aus diesem Bestreben heraus ist dann die „Reihe schweizerischer Volksspiele" entstanden. Die Haupttriebfeder in dieser Bewegung bildete der Herausgeber dieser Spiele, der auch der Veranlasser dieses Weihnachtsspieles ist. Damit ist die Zahl der Stücke schon auf 14 gestiegen. Bald schon werden es mehr sein, und wir warten mit Freude darauf. Denn was bis jetzt herauskam, war wirklich erfreulich.

Nun aber zu unserm „Neuenburger Weihnachtsspiel". Gerade was uns an Krippenspielen und Weihnachtsspielen bis jetzt geboten wurde, war unbefriedigend. Daß hier schon der Name Georg Thürers etwas verspricht, braucht gar nicht weiter gesagt zu werden; denn wer seine beiden frühern Spiele gelesen hat, ist hell begeistert. Beide, der Märchenschwank von König Drosselbart mit seinem köstlichen Humor und das Spiel vom St. Gotthard mit seiner kernigen Sprache und der Zeichnung unserer Schweizer Ver-

hältnisse, müssen uns als Spieler und Zuschauer erfreuen, und was mir eigentlich wesentlich ist: eine Lehre geben.

Wenn Thürer hier auch nur als Übersetzer hervortritt, so doch als Übersetzer von Format. Das Spiel stammt vom Neuenburger Domherr Jean Dubois, der Ende des 15. Jahrhunderts in Neuenburg lebte, und wurde von I. D. Burger bearbeitet, um von Thürer ins Deutsche — oder besser: in unser Sprachfühlen hinein — übersetzt zu werden. Die Art nun, wie Thürer das verstanden hat, zeugt von einem Reichtum an sprachlicher Fähigkeit und lyrischer Begabung, die wir schon öfters an Thürers Gedichten zu bewundern Gelegenheit hatten. Was an diesem Spiel entscheidend ist, das ist die Sprache. Thürer verzichtete wohl absichtlich auf eine Angleichung an altdeutsche Ausdrucksformen. Aber ein feines Gefühl hat den Übersetzer bei der Metrik und im Finden der Reime geleitet. Was angenehm auffällt, ist das Fehlen dieser so übersentimentalen, auf Weihnachtskitsch abgestellten Stimmung der meisten Krippen- und Weihnachtsspiele, die uns zu Gesicht kommen. Die Sprache ist kernig und trocken und erzielt gerade dadurch eine so starke Beeindruckung. Jedes Wort hat seinen Platz und seine besondere Aufgabe, Füllsel gibt es keine, sondern wie bei einer Bachkantate jeder Ton seine tiefe Bedeutung hat, so hier jedes Wort.

Der Inhalt. Daß es sich bei einem Spiel von 15 Seiten nicht um eine in die Breite gezogene Handlung drehen kann, ist klar. Das aber ist der große Vorteil dieses Stückes, daß es das Wesentliche sagt und zwar in gedrängter Handlung, manchmal fast skizzenhaft, und alles Nebensächliche beiseite läßt. Daß dabei der Verlauf der Handlung so klar herauskommt, ist wohl auch ein Hauptverdienst seiner Sprache. Inhaltlich erfahren wir nichts Neues. Das liegt aber an der Sache selbst; denn es handelt sich ja um die Weihnachtslegende. Wenn wir auch theologisch nicht immer mitkommen können — was auch hier gar nicht ausschlaggebend ist —, so zeigt uns das Stück doch das Wesentliche der Weihnachtslegende. Interessant ist der Aufbau des Spieles. Wir können drei Trilogien in der Handlung unterscheiden. Die Einleitung des wunderbaren Ereignisses, die heiligen drei Könige, die uns in ihrer verschiedenen Charakterisierung gleich von Anfang an packen und in die Handlung hineinstellen. Dann die Vorbereitung auf das wundervolle Ereignis, die drei Hirten auf dem Felde, auch wieder drei prächtige Gestalten. Und schließlich das wunderbare Ereignis selbst, die heilige Familie, Christus, Maria und Josef. In der Anbetung der drei Könige und in der Bereitschaftserklärung der Hirten, dem neugeborenen Gottessohne zu folgen, findet das Spiel seinen Höhepunkt. Ganz glänzend — wenn auch eigentlich mehr zwischen den Zeilen — ist die Figur des Herodes gezeichnet.

Leider, und das ist aber auch der einzig wirkliche Nachteil dieses Spieles, ist das 4. Bild zu lang. Der Anfang dieses Bildes gehört zum Eindruckvollsten; wie diese drei Hirten ihre bescheidenen Besitztümer wie Brotkorb und Pfeifchen opfern wollen und in die Gefolgschaft dieses so unscheinbaren und doch so einzigartigen Gottessohnes eintreten wollen. Hier sollte das Spiel schließen. Es folgt aber noch — wir müssen es sagen — eine etwas rührselige Familienszene zwischen Maria und Josef, die sicher in guter Absicht fein ausgearbeitet ist, aber den imposanten Eindruck des Bildanfanges etwas einengt. Denn schließlich ist doch hier die Geburt des Sohnes Gottes und die Gefolgschaft der Hirten und Könige das Wesentliche und nicht die Elternliebe.

Das soll keine Verwerfung des Stückes sein. Wir können nur nochmals sagen, es ist sprachlich ein Meisterwerk und inhaltlich das Beste, was wir schon gelesen haben. Dem Herausgeber der „Reihe schweizerischer Volksspiele" möchten wir zurufen: Bald mehr! **Kurt Naef.**

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

AKADEMISCHE WEIHNACHTSFEIER.

Am 24. Dezember wird ebenso wie in den vergangenen Jahren eine Weihnachtsfeier für diejenigen Studenten abgehalten, die in Zürich nicht zuhause sind, aber während dieses Abends in Zürich bleiben und nicht von befreundeten Familien zum Heiligabend eingeladen sind. Ebenso wie in den Vorjahren finden wir uns zu einer ernsten Weihnachtsfeier zusammen, an die sich ein gemeinsames Abendbrot anschließt, das von Freunden der Zürcher Hochschulen für diesen Zweck gestiftet wird. Am Abend schließen sich musikalische und andere Darbietungen an. Alle Studenten beider Hochschulen, die an dem Abend teilnehmen wollen, werden gebeten, die im Büro des Studentenheims ausliegenden Karten auszufüllen, damit die Zahl der Teilnehmer übersehen werden kann. Professor Dr. **Siegmund Schultze.**

BIBLIOTHEK-KOMMISSION DER STUDENTENSCHAFTEN BEIDER HOCHSCHULEN ZÜRICH.

Der **Studentenbibliothek** sind vom Mai bis August 1936 folgende Bücher einverleibt worden:

Stud A 9154. P. A. de Alarcon, Der Dreispitz. Novelle.
„ A 9152. C. von Arx, Von fünferlei Betrachtnis.
„ A 2792. Octave Aubry, Sankt Helena.
„ A 2781. B. von Brentano, Theodor Chindler, Roman.
„ A 2780. Joseph Conrad, Mit den Augen des Westens.
„ A 2797. Joseph Conrad, Spannung.
„ A 2798. Joseph Conrad, Der Verdammte der Inseln.
„ A 2799. Joseph Conrad, Der Nigger vom Narzissus.
„ B 675. H. Daniel-Rops, Rimbaud.
„ A 2791. Willi Fries, Der arme Mann im Toggenburg.
„ A 2790. Jean Giono, Die Geburt der Odyssee.
„ A 2801. Ernst Glaeser, Das Unvergängliche.
„ C 204. John Gunther, Inside Europe.
„ A 2788. Esther Harding, Der Weg der Frau.
„ A 2800. Friedrich Hölderlin, Gesammelte Briefe.
„ A 2783. Erich Kästner, Die verschwundene Miniatur.
„ A 2778. John Knittel, El Hakim.
„ A 2775. (Eduard Korrodi) David Heß und Rodolphe Toepfer, Schweizer Biedermeier.
„ A 2785. Rud. Kuhn, Die Jostensippe.
„ A 2774. Edgar Maaß, Novemberschlacht.
„ A 9153. S. de Madariaga, Anarchie oder Hierarchie?
„ A 2796. Maurice Maeterlinck, Das Leben der Bienen.
„ C 203. W. S. Maugham, Six stories written in the first person singular.
„ A 2795. Soma Morgenstern, Der Sohn des verlorenen Sohnes.
„ A 2780. Joseph Mühlberger, Die große Glut.
„ B 677. I. Némirowsky, Jézabel.
„ A 2785. R. Neumann, Struensee.
„ A 2794. Theodor Oettli, Man kann es auch so sehen. Betrachtungen eines Moralisten zur Vorgeschichte unserer Zeit.
„ A 2777. Posse-Bradzdova, Sardinien.
„ A 2768. Gerhard Raab, Ewiges Germanien.
„ B 675. C.-F. Ramuz, Derborence.
„ B 678. Rainer Maria Rilke, Poèmes français.
„ A 2787. V. Schemfil, Col di Lana.
„ A 2776. Friedrich Schnack, Die brennende Liebe.

Stud A 2782. Ignazio Silone, Brot und Wein.
„ A 2793. Felix Timmermans, Bauernpsalm.
„ A 2789. Stefan Zweig, Castellio gegen Calvin.

Zürich, den 1. November 1936.

Für die Bibliothekkommission,
Der Präsident: **Hans Hässig**, iur.

STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH.

An jeden musiktreibenden Studenten Zürichs:

Weißt Du schon, daß es neben den Swiss Collegians auch noch ein

Akademisches Orchester

gibt, das gute ernste Musik bringt? In diesem akademischen Orchester sollen sich alle Streicher und Bläser der 3500 Zürcher Studenten zusammenfinden, um zu zeigen, daß auch wir Studenten der übrigen Welt — hier um eine Nasenlänge voraus sind.

Trotz starken Schwankungen seines Bestandes ist es dem Orchester auch in den letzten Jahren gelungen, an Konzerten im Studentenheim, am Polytag, Dies Academicus und manchen andern Anlässen schöne Leistungen zu verzeichnen. Unser Dirigent, Herr Paul Müller, Lehrer am Konservatorium, bekannter Komponist, versteht es außerordentlich gut, uns junge Dilettanten für schöne Musik zu begeistern und zu temperamentvollem Spiele mitzureißen. Mit bewunderungswerter Treue teilt er seit mehr als zehn Jahren alle Leiden und Freuden mit unserm Orchester.

Wir fordern darum alle Studentinnen und Studenten, die ein Streich- oder Blasinstrument spielen, auf, sich uns anzuschließen und mitzuwerben für ein tüchtiges und blühendes Akademisches Orchester!

Am Donnerstag, den 17. Dezember, 20.30 Uhr, veranstalten wir anschließend an unsere Probe in der Mensa II des Studentenheims einen Begrüßungsabend, an dem einige unserer Mitglieder Kammermusikwerke spielen werden. Wir laden dazu alle musiktreibenden Studenten beider Hochschulen ein. Unsere Proben finden jeden Donnerstag um 20.30 Uhr im Studentenheim, Mensa II, statt. Es ist Eure Pflicht, aber es sollte auch Eure Freude sein, sofort Mitglied des A.O.Z. zu werden.

Der Präsident: **Karl Thomann**, phil. I.

PS. Anfänger und solche, die sich noch nicht in diesem Stadium befinden, werden als Passivmitglieder gerne aufgenommen.
Bratschisten, Cellisten, Horn- und Trompetenbläser sind ganz speziell willkommen.

AKADEMISCHE LEICHTATHLETIKSEKTION.

Die akademische Leichtathletiksektion ist das Stiefkind des ASTVZ. (Akad. Sport- und Turnverband Zürich), Geschäftsstelle ist die ASK. Wir sind in allen Dingen von der ASK. abhängig. Daher spielt die Zusammensetzung der ASK. für uns eine sehr große Rolle. Zurzeit geht es uns, dieser Zusammensetzung entsprechend, sehr schlecht.

Es ist traurig, daß Leute die Kühnheit haben, sich in eine Kommission wählen zu lassen, damit also gewisse Aufgaben übernehmen, um sich nachher mit Eleganz zu drücken. (Ein Präsident demissioniert, indem er einfach nicht mehr erscheint und sich auch nicht um einen Nachfolger kümmert.) Was hat es für einen Sinn, von „körperlicher Ertüchtigung des Akademikers" zu sprechen, wenn diese Gedanken der Leitung der ASK. scheinbar unbekannt sind?

Ich möchte Euch, aktive Sportler, bitten, sich dieser Sache anzunehmen. Sicher sind einige unter Euch, die Zeit und Lust haben, hier etwas nachzuhelfen. Wenn wir die verschiedenen Arbeiten richtig aufteilen, wird keiner zu stark belastet. Es ist für uns Trainingsleiter deprimierend, zu sehen,